Diese Bank trug den Sarg Heinrich des Vierten.

Erinnerungen aus Paris

im Jahre 1804.

von

August von Kotzebue.

Dritte unveränderte Auflage

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Berlin 1804

bei Heinrich Fröhlich.

Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804.

Erstes Bändchen.

Vorbericht.

Ich lege meinen flüchtigen Bemerkungen keinen andern Werth bei, als den, daß ich sie selbst gemacht habe. Es sind meine Ansichten, ich habe Niemanden nachgebetet. Wo ich urtheile, kann ich mich irren, aber ich habe immer nach meiner Ueberzeugung geurtheilt. Wer mir etwa vorwürfe, ich hätte Manchen zu viel gelobt, dem muß ich antworten: es ist mir in der Censur dies und jenes weggestrichen worden, woraus hervorleuchtet, daß auch die schmeichelhafteste Aufnahme mein Urtheil nicht zu bestechen vermogt hat. Ich habe kein Wort geschrieben, von dessen Wahrheit ich mich nicht überzeugt hielt; ich habe aber manches Wort geschrieben, das der Leser hier nicht findet.

Weiter wüßte ich nichts zu sagen, bis die Ebbe und Flut der Zeit die Gestalten verändert, und die Gefahr, von einem Meteor mit Steinen beregnet zu werden, vorüber ist. Berlin, den 2ten April 1804.

A. v. Kotzebue.

Flüchtige Reisebemerkungen als Einleitung.

Man hat das Leben so oft mit einer Reise verglichen; alle Gleichnisse hinken, auch dieses. Welch ein Unterschied zwischen Leben und Reisen! — Welche Vorzüge sind dem letztern eigen! — Der Reisende weiß doch gewöhnlich, daß und wohin er reisen will; der arme Lebende aber wird nicht gefragt, ob und warum er leben will. Könnten diese Fragen, vor seinem Eintritt in die Welt, ihm vorgelegt werden, wahrlich er würde die erste oft verneinend beantworten; denn wer giebt ihm genügende Auskunft über die letztere?

Ach! und welch einen Alles überwiegenden Vorzug genießt der Reisende schon dadurch, daß er das Bittere der Reise, den Abschied von seinen Lieben, im Anfang übersteht, und das Wiedersehen am Ende ihn belohnt, indessen der Mensch umgekehrt mit jedem Schritt zum Ende, dem Abschied von seinen Lieben entgegen geht, und das Wiedersehn ihn nur im Traumgewande der Hoffnung beglückt. Also wiederfinden am Ziel der Reise; verlassen am Ziel des Lebens! —

So stößt man überall, im Kleinen wie im Großen, auf mächtige Unterschiede zwischen Leben und Reisen. Die wirthlichste Herberge, den dickbelaubtesten Baum darf der Reisende suchen, wenn böses Wetter ihn überfällt; nicht so der Pilger auf der Wallfahrt des Lebens. Er muß sich

allen Stürmen bloß stellen, und sinkt oft ermattet nieder. Im frohen Umgang mit einem muntern Gefährten, sucht und findet der Reisende Erholung; aber im Arm des treuen Lebensgefährten kann man sich nie sicher der Freude überlassen: denn in dem Augenblick vielleicht, wo man ihn am herzlichsten an seinen Busen drückt, muß man ihn, wie eine welke Blume, plötzlich fallen sehn! — Genug! —

Wohl dem Kummervollen, der reisen darf! Fremde Berge und Thäler, ach! und mehr noch fremde Gesichter, die nichts von ihm wissen, nichts von dem ahnen, was in ihm vorgeht, die muß er suchen, wenn er seines Lebens drückende Erinnerungen, eine nach der andern, von sich wälzen will. Wem das Feuer sein Haus zerstörte, thäte thöricht, den rauchenden Trümmern gegenüber sitzen zu bleiben. Wohl mir! Ich entferne mich von ihnen!

Potsdam.

Welch ein Gewimmel und Getümmel belebt des besten Königs sonst ruhige Wohnung! Uniformen von allen Farben malen die Straßen bunt, Fremden aus allen Gegenden strömen zum prächtigen Schauspiel; die dumpfe Trommel wirbelt, und das Geschütz donnert, und des halben Mondes Glöcklein tönen freundlich dazwischen. Die Thore sind nicht weit genug, die schauende Menge zu fassen: sie drückt und drängt, preßt und schiebt sich; hier stößt ein Elbogen, dort streift ein Rad; hier bleibt den zarten Schönen ein Sporn im Kleide hängen; dort ruht der Kopf eines Gauls auf ihrer dünn-verschleierten Schulter: bis endlich aus des Thores weiten Munde die Wolke hervorquillt, Hügel und Thäler überschwemmt. Da stehen und wogen die Tausende, und heften ihre Blicke, von Vergnügen trunken, auf die lange unabsehbare Fronte, über

der die Fahnen wallen, an der die geflügelten Reiter auf und nieder eilen. Ein frohes Gemurmel verkündet des Königs Erscheinen; den ungeheuren Körper belebt ein einziges Wort, und Eine Seele bewegt die zahllosen Glieder. — Mir aber, liebe Freundin, war das herrliche Schauspiel unserer Herbstmanövers zu groß und fröhlich; es überfiel mich eine Angst bei all der lauten Freude, und nur im tiefen stillen Sande hinter Potsdam, von düstern Nadelwäldern eingeschlossen, athmete ich wieder freier. — Auch in Stuttgard waren, kurz vor meiner Ankunft, Manövers gehalten worden, von welchen ein dichterischer Zeitungsschreiber in einer Wirtembergischen Zeitung versichert: sie hätten eine schöne Physiognomie gehabt. Manövers mit Physiognomien! so weit haben die Preußen es doch noch nicht gebracht. Bald wird vielleicht ein militärischer Lavater herumreisen, um die Manövers zu silhouetiren und eine Physiognomik derselben herauszugeben.

Zwischen Wittenberg und Düben.

Giebt es wohl einen Reisenden in diesen Gegenden, der noch nicht über die Sächsischen Landstraßen geklagt oder geflucht hätte? Giebt es wohl einen Nichtreisenden, dem solche Klagen und Flüche nicht unzählige Mal zu Ohren gekommen wären? — Wenn die Chineser, die bekanntlich keinen Fremden bei sich dulden mögen, durch schlechte Landstraßen ihnen das Reisen erschwerten, so wäre das kein Wunder; daß aber in Leipzig jährlich drei Messen gehalten werden, und daß viele tausend Fremde die Produkte aller Länder auf grundlosen Wegen dahin führen müssen, während ihre mannichfaltigen Abgaben die ohnehin gefüllten Kassen überströmen: das — ist allerdings ein Wun-

der, welches mein Wittenbergischer Postillion mir dieses Mal auf eine drollige Weise erklärt hat. Ja, sagte er, indem er den brennenden Schwamm auf seine kurze Pfeife legte, und meine unmuthigen Klagen in eine Dampfwolke hüllte: daß die Wege so schlecht sind und bleiben, das kommt bloß daher, weil der Kurfürst katholisch ist. Der Dessauer Fürst hätte das schon längst geändert u. s. w. — Darin hätte ich freilich den Grund der elenden Sächsischen Landstraßen nie gesucht. Ich lachte, aber es schmerzte mich zugleich, einen Lutheraner so intolerant zu finden. Verketzerungssucht warf man vormals nur den Katholiken vor; bald wird es umgekehrt seyn: denn hören Sie, als Pendant zu den Aeußerungen des lutherischen Postillions, was mir eine erzkatholische Magd in Neuhof, einem Fuldaischen Städtchen, sagte. Ist der Ort katholisch? hatte ich sie gefragt. Ja, war die Antwort. — Aber der Fürst nicht? — Nein. — So kann er ja wohl nicht selig werden? fuhr ich scherzend fort. — Ei, warum denn nicht? wenn er sonst gut ist. Wir wollen ja alle in den Himmel. — Recht! Aber die Katholiken kommen doch zuerst hinein? — Inu, sagte sie, wenn wir nur Alle darin sind. — Ist das nicht wahre Lebens-Philosophie? Und ich versichere Sie, die Magd hatte übrigens eine Physiognomie wie eine Gans.

Noch eine Erinnerung aus dem Walde zwischen Wittenberg und Däben. Sie lesen da irgendwo auf einer hölzernen Tafel eine Inschrift, durch welche besonders den Würtembergischen Ausgewanderten verboten wird, dem Walde Schaden zuzufügen. Warum denn eben besonders diesen armen Leuten? — Doch dabey will ich mich nicht aufhalten. Daß aber die Zahl der Würtember-

gischen Auswanderer so groß ist, daß man sogar in fremden Ländern genöthigt wird, eigne Verordnungen wegen ihres Durchzuges zu machen, das ist wohl der Aufmerksamkeit werth. —

Zwischen Erfurt und Gotha.

Hier, auf dieser trefflich unterhaltenen Chaussee, wird man einmal des Reisens froh, und alle die Segenswünsche, die der Reisende in Sachsen zurückhalten mußte, strömen jetzt reichlich über den Herzog von Gotha aus. Zwar muß man viel Chausseegeld zahlen, aber man thut es gern. Die einzige Unbequemlichkeit ist das öftere Zahlen. Warum wird man alle Augenblicke auf der Straße angehalten? — Eine löbliche Gewohnheit, die bis jetzt nur im südlichen Deutschland herrschte, ist auch vom Herzog von Gotha eingeführt worden; die Straße ist nehmlich zu beiden Seiten mit vielen tausend Obstbäumen bepflanzt. Durstige und müde Wanderer werden künftig hier Schatten und Erquickung finden. Wahrlich! ein guter Weg, mit Obstbäumen eingefaßt, ist dem Fürsten ein schöneres Denkmahl, als das kostbarste Gartenhaus in Chinesischem oder sonst irgend einem Geschmacke. — Schade, daß man für die Erhaltung der jungen Obstbäume auf der Straße nach Gotha nicht Sorge genug zu tragen scheint. Schöne, starke Pfähle stehen zwar überall neben den Bäumen; aber selten sind diese daran gebunden, sondern beugen sich schutzlos im Winde; auch sah ich die verdorrten nirgends ersetzt. — Ich muß bey dieser Gelegenheit einen Gedanken laut werden lassen, der mir schon oft vorschwebte. Der Obstbau ist doch wohl ohne Zweifel der höchsten Aufmerksamkeit der Regierung würdig, da er immer die Nahrung des Landmanns ansehnlich vermehrt, und ihn

oft sogar vor Hungersnoth schützen kann. Nun ist aber die Unterhaltung der freistehenden Obstbäume zu wenig mit dem Interesse der Forst- oder Wegebeamten verknüpft, als daß man von diesen die höchste Sorgfalt erwarten dürfte; daher gehen besonders viele tausend junge Stämme zu Grunde, die noch so manchem Muthwillen unterworfen sind. Wie, wenn ein Gesetz jedem Bauer auflegte, jedesmal wenn ihm ein Kind geboren wird, einen Obstbaum an den Weg zu pflanzen, der, mit einer Nummer bezeichnet, zwar sein Eigenthum bliebe, den er aber auch groß zu ziehen schuldig wäre? Welch eine kleine, mit keinen Kosten verknüpfte Mühe, gegen den ungeheuren Vortheil, wenn ein Land in jedem Jahre einen eben so großen Zuwachs an Obstbäumen, als an Kindern erhielte! Der Ertrag für die Zukunft ließe sich nicht berechnen. Das ganze Land würde bald einem Garten gleichen, und dieser Garten würde eine Art von Kalender für die Bauern seyn, und jeder Baum würde seinen eigenen Freund und Beschützer haben, mit dem er heranwüchse, der ihn lieben und pflegen würde. Mich dünkt, die Idee hat, außer dem Nützlichen, auch viel Lachendes, was in der That eben nicht bei vielen kameralistischen Ideen der Fall ist.

Gotha.

Des wackern Salzmanns Institut zu Schnepfenthal (von welchem ich aus Erfahrung rühmen kann, daß es die Herzen der Jünglinge für alles Gute und Schöne empfänglich macht und erhält) blüht noch immer wie vormals, und seine Blüthen geben manchem Lande reife Früchte. Weniger Gutes läßt sich in mancher Hinsicht von den weiblichen Erziehungs-Instituten sagen, an welchen

Gotha einen Ueberfluß hat. Ihre Vorsteherinnen sind Theils Deutsche, Theils Französische Damen, und sie haben den für Frauenzimmer großen Nachtheil, daß Adelige und Unadelige mit einander auf gleichem Fuß erzogen werden. Natürlich schmiegen die jungen Gemüther sich leicht aneinander, und die kleine Comtesse fragt noch nicht, ob der Vater ihrer Busenfreundin nur ein Sekretair ist. Aber die erwachsene Comtesse denkt gewöhnlich anders, oder tritt wenigstens in andere Verhältnisse, die sie nöthigen, sich von der Gespielin ihrer Jugend zurückzuziehen; das thut denn natürlich der Unadeligen weh, das macht sie unglücklich. Sie, die vielleicht bestimmt ist, die kleine enge Wirthschaft eines bürgerlichen Kanzelisten zu führen, tritt aus einem frohen klänzenden Cirkel, wo sie Arm in Arm mit Gräfinnen und Baronessen das Leben durchflatterte, in die stille beschränkte Wohnung eines Gatten, der sich tief bückt, wenn eine der vormaligen Jugendfreundinnen seiner Gattin an ihm vorüber fährt.

Es gehört in der That mehr Kraft dazu, als man bei einem Mädchen gewöhnlich voraussetzen darf, um sich ohne Murren und Seufzen in das beschränktere Verhältniß zu finden. — Auch wenn sie nicht heirathet, wird ihr selten das Haus ihrer Eltern wieder das werden, was es vormals war. Kurz, diese gemischten Institute sind fähig, den Keim einer Untugend zu entwickeln, der ohnehin bey Frauenzimmern leichter gedeiht, als bei Männern, ich meine den Neid.

Frankfurt am Mayn.

Sie erwarten doch wohl nicht, daß ich Ihnen den Römer beschreiben soll, auf welchem der neue Kaiser zu speisen pflegt? oder die goldene Bulle? oder die Pantoffeln

Karls des Großen? Auf dem Römer sind ringsumher alle Kaiser, die seit Anbeginn des heil. Römischen Reichs gekrönt worden, in schmalen Nischen abkonterfeit; aber so schmal auch die Nischen sind (denn wirklich hat hier kein gemalter Kaiser so viel Platz, als eine Schildwache in ihrem Häuslein), so ist dennoch für einen künftigen Cäsar kein Plätzchen mehr übrig: welcher Umstand dem Großprahler Cüstine, als er hier war, die Prophezeihung inspirirt haben soll, der jetzige Kaiser werde der letzte seyn. Ei nun! die Franzosen haben ja den lieben Gott wieder in seine Rechte eingesetzt, so werden sie ja auch wohl in Ansehung des Deutschen Kaisers sich eines Bessern besinnen.

Die Domkirche enthält einige hübsche Gemälde, vorzügliche aber nicht; denn wenn sie das wären, so hätten die kunstliebenden Franzosen sie — mitgehn heißen. Ein alter, derber, Deutscher Ritter in Stein gehauen, Günther von Schwarzburg, hat mir am besten gefallen. Man kann in der That die Deutsche Kraft nicht anschaulicher ausdrücken. — Vom Frankfurter Theater lassen Sie mich schweigen. Ich habe einen sehr wackern Schauspieler gesehen, er heißt Werdy, und eine Madame Müller, von der es wohl mit Recht heißt: es giebt der Madame Müllers viele, sehr viele in der Welt. Ihr größter Fehler war Gemeinheit. Man hat seit Kurzem neue Hoffnungen für die hiesige Bühne erregt, indem man einen verdienstvollen Mann (Herrn von Meyer, Verfasser eines bekannten Gedichts Tobias) zum Intendanten derselben ernannt hat; aber — er darf, ohne Zuziehung des Committe, weder gute Schauspieler annehmen, noch schlechte verabschieden, und folglich laborirt die neue Organisation abermals an einem Grundübel. —

Die fremde und einheimische schöne Meßwelt hat hier einen weit angenehmern point de réunion, als in Leipzig, nehmlich keine offene, jeder Witterung ausgesetzte Straße, wie in Auerbachs Hof, sondern ein sehr geräumiges Gebäude, in welchem alle Waaren des Luxus ein großes Viereck füllen, dessen bunter Schmuck fast zu jeder Tageszeit durch eine noch buntere Menge belebt wird.

Darmstadt.

Das Monument, welches Friedrich der Große hier seiner Freundin errichtet hat, entspricht der Erwartung nicht. Es ist *einfach niedlich*: vom König hätte ich etwas *einfach Großes* zu sehen gewünscht. Ohne die berühmte Inschrift würde man wohl nie von diesem Denkmählchen geredet haben. Und selbst diese Inschrift — es möchte Leute geben, in deren Augen sie kein Kompliment für die Landgräfin wäre. Foemina sexu, ingenio vir. *Dem Geschlecht nach ein Weib, ein Mann an Geist.* Also mit andern Worten, ein Mittelding von Mann und Weib. Man weiß längst, daß diese Mischung keins von beiden Geschlechtern liebenswürdig macht. Ein männliches Weib gefällt eben so wenig als ein weibischer Mann. Von einem Frauenzimmer sagen, *von Geist ein Mann*, ist eben so viel als einer Blume nachrühmen: *an Geruch eine Eiche.*

In der Bergstraße.

Zum ersten Mal bin ich durch diesen *Garten von Deutschland* gefahren, in dem gleichsam die Vergangenheit auf den Hügeln weilt und der schönen Gegenwart zusieht, wie sie ihr fruchtbares Wesen treibt. Wie sich doch Alles in der Welt ändert! Die Raubschlösser, die vor=

mals durch ihren Anblick dem Wanderer nur Schrecken einjagten, ergötzen ihn jetzt durch ihre malerischen Ruinen.

O, dacht' ich, möchte unsern Enkeln in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die Ruhe wieder lächeln, wie die schöne Natur dem heutigen Pilger in der Bergstraße: möchten dann die Greuel der Revolutionen nur noch wie jene Ruinen von umnebelten Bergen ihnen schimmern, und, durch das Andenken an jene Schauer, das Gefühl der glücklichen Gegenwart nur erhöhen. — Sie sehen, geliebte Freundin, ich dachte, wo ich nur fühlen sollte: ein Beweis, daß selbst diese Zauber der Natur, von welchen der Reisende einen ganzen Tag lang umweht wird, mir noch keinen reinen Genuß gewährten. Ach! was ist Genuß ohne Mittheilung! Ich meine, wir unterscheiden uns vorzüglich dadurch von den Thieren, daß selbst die gröbern Genüsse, Essen und Trinken, den größten Theil ihres Reizes für uns verlieren, wenn nicht gesellige Liebe sie theilt. Der gute gebildete Mensch kann nicht allein genießen. Alles, worauf ich in meinem Leben mich am meisten gefreut habe, Alles, was in meinem Leben mir die meiste Freude gemacht, gieng immer von Andern aus, oder zu Andern über. In dem Auge eines geliebten Gegenstandes Vergnügen schaffen, ist ja wohl wahrhaftig ein göttliches Vergnügen; denn, der uns schuf, kannte kein anderes. — Ich, der nichts mehr habe als die Erinnerung, der ich noch obendrein alle Augenblicke die Vernunft mit Ketten nachsenden muß — ich verließ die schöne Bergstraße wie ein Tauber ein Concert.

Heidelberg.

Wenn ein Unglücklicher mich fragte, wo er leben müsse, um dem lauernden Kummer dann und wann eine Stun-

de zu entrücken, so nenne ich ihm Heidelberg; und wenn ein Glücklicher mich fragt, welchen Ort er wählen solle, um jede Freude des Lebens frisch zu kränzen, so nenne ich ihm abermals Heidelberg. Romantische Lage, milde Luft, biedre Menschen, Zwanglosigkeit, bequeme Wohnungen, Wohlfeilheit: welche Vortheile! und doch bei weitem noch nicht alle: denn einen der größten gewährt Heidelberg noch als Nachbarin so mancher schönen angenehmen Stadt, so manches freundlichen Städtchens. Will der Leidende mit seinem Gram allein seyn, — und das möchte er ja anfangs immer! — so wandelt er am reizenden Ufer des Neckar, oder auf den üppigen Bergen, oder in den majestätischen Ruinen des Schlosses, oder er macht kleine Excursionen nach Weinheim, Heppenheim rc. Hat aber erst sein Kummer aus dem Gebiethe der Verzweiflung sich entfernt, darf er Menschen und Menschengewühl nicht mehr scheuen, so kann er meistens in einem halben, höchstens in einem ganzen Tage, in Manheim, Stuttgard, Frankfurt am Main, im Theater sich erlustigen, er kann in Darmstadt, Heilbronn, Bruchsal, Hanau, Speier, Worms, Oppenheim, Offenbach, kurz links und rechts, und überall, Zerstreuung finden. Heidelberg selbst besitzt der kleinen Merkwürdigkeiten so manche. Die Ruinen des Schlosses sind einzig; die Aussichten wecken dort Gedanken an das bessere Leben. Die alten unterirdischen Gänge beschäftigen eine rege Einbildungskraft. Sie sollen nach der Stadt führen, werden aber, um der Gefahr willen, weislich jetzt verschüttet. Vor einigen Jahren versank ein Emigrant, der seinem Führer vorausgeeilt war. Glücklicher Weise war er kurz vorher von einigen Knaben bettelnd verfolgt worden; sie hatten sich die Gegend gemerkt, in welcher er verschwunden war, man zog ihn wieder heraus. Er er-

zählte, er sey in dem Gange eine große Strecke fortgewandelt, weil er in der Ferne mancherlei Geräusch gehört, das aus der Stadt über ihm herunter tönte. Endlich vernahm er das Geschrei der Suchenden, und kehrte um. Auch ein Seiltänzer, der vor Kurzem auf dem Markte Pfähle einschlug, um sein Seil daran zu befestigen, fand denselben Gang, in dem noch alte Waffen rosteten. — Das famöse Heidelberger Faß ist eine elende Merkwürdigkeit, die nicht einmal durch ihr Alterthum interessiert; denn das alte Faß ist auseinander gefallen, und Kurfürst Karl Theodor hat sich durch Erbauung eines neuen — nicht verewigt. Indessen rathe ich doch jedem Reisenden, in den Keller zu gehen; denn er findet etwas, das er nicht sucht, und das ihn wie mich ergötzen wird. Es ist nehmlich die hölzerne Bildsäule eines ehemaligen Hofnarren, Clemens genannt. Ja, das ist eine wahre Hofnarren-Physiognomie: in diesem Individuum erkennt man auf den ersten Blick die Gattung. Nicht sowohl Witz (dem man keine Wahrheit verzeiht), als Jovialität (der man nichts übel nimmt) lebt und spricht in und aus diesem Gesichte. In dem Munde dieses Wohlgenährten wird Alles zum Scherz, wohl zum treffenden, aber nie zum bittern Scherz. Ja wahrhaftig, ich möchte einen solchen Narren um mich haben, und ich verdenke es allen gekrönten Häuptern, daß sie die nützliche Mode haben abkommen lassen. Die Bildsäule des ehrlichen Clemens scheint ihrem Untergange ziemlich nahe. Es wäre in der That Schade darum. Mir hat seine bloße Physiognomie einen heitern Augenblick gewährt, und ich möchte ihn weit lieber ins Leben zurückrufen, als die berühmte Dame Morata aus Ferrara, deren Denkmahl Sie in der Peterskirche finden. Sie starb im neun und zwanzig-

sten Jahre, und hat, Trotz ihrer Jugend, mehrere gelehrte Sprachen verstanden, und zu Heidelberg Collegia gelesen. Auch von ihrem Manne, einem gewissen Gründler, ist in der Inschrift nebenher die Rede. Sie wissen, ich liebe die Frauenzimmer nicht, die so gelehrt sind, daß sie ihre Männer dadurch zu einem Nebenher machen. — Wenn Sie, liebe Freundin, jemals nach Heidelberg kommen, so werden Sie vielleicht nach dem Wolfsbrunnen fragen, der so berühmt und so lieblich war, und an dem auch unser guter einst König gefrühstückt haben soll. Ja, damals wölbten sich noch dreihundertjährige Linden zu einem Tempel über den Brunnen zusammen, und ihre Zweige waren so dicht in einander verwachsen, daß man sich ihrer wie des Fußbodens zum Gehen bedienen, daß man Tische und Stühle darauf setzen, und in der grünen Dämmerung ein fröhliches Wesen treiben konnte. Die fremden Damen (so erzählen die Nachbarn) saßen oben in den Bäumen mit Büchern oder Strickstrümpfen, oder ließen wohl gar ein Klavier darauf stellen, die Herren lauschten mit Flöten in den dickbelaubten Aesten; unten in der kühlen Nacht wurde Kaffee und Thee gekocht; die Quelle murmelte heimlich und unsichtbar hinter der grünen duftenden Wand. Nach alle dem dürfen Sie jetzt nicht mehr fragen, Sie finden nichts als ein viereckiges Bassin von Baumstrünken umgeben. Alle die prächtigen Linden sind vor wenigen Wochen abgehauen worden. Wer hat das befohlen! rief ich empört. Die Kurfürstliche Hofkammer, war die Antwort. Die dicken Bäume geben schönes Holz und — die Forellen im Brunnen konnten den allzukühlen Schatten nicht vertragen. — Nun, so wollt' ich, daß jeder Hof-Kammerrath, der zu diesem Raube an der schönen Natur ge-

rathen hat, jährlich ein paarmal am heißesten Sommertage, in der Gluth der Mittagssonne lechzend, vergebens nach einem schattigen Plätzchen umherirren mußte. — O, es ist nicht die einzige Sünde, welche der kameralistische Geist, der nie über einem solchen Paradiese schweben sollte, hier auf sich geladen, oder wenigstens auf sich laden wollen. Die herrlichen Ruinen des Rittersaales hat man wollen abbrechen lassen, um die Steine zu verkaufen. Den Garten zu Schwetzingen hat man zu Kartoffelländereien verpachten wollen, weil er zu viel zu unterhalten kostet. Das heißt einen Dichter zum Rechenmeister machen. Zum Glück ist gegen beides wirksam protestirt worden.

Mit dem Rittersaal würde man das alte Schloß seiner schönsten Zierde berauben; und wenn Schwetzingen viele Kosten verursacht, so lockt es hingegen auch eine Menge verzehrender Fremden. O, wenn doch jede Hand verdorrte, die etwas zerstören will, woran gute Menschen Jahrhunderte lang Freude hatten! — Ehe wir Heidelberg ganz verlassen, muß ich Sie noch auf die schöne Brücke führen, die im Jahr 1783 oder 84 durch eine Wasserfluth weggerissen wurde. Damals blieb, zum großen Jubel aller gläubigen Seelen, der Heil. Johannes ganz allein auf einem isolirten Pfeiler stehen. Trotz diesem unleugbaren Wunder, hat der gute Heil. Johannes auf der neuerbauten Brücke dennoch der blinden Heidin Minerva weichen müssen! Ihr gegenüber steht die Bildsäule des Kurfürsten Karl Theodor. Bei einem im letzten Kriege vorgefallenen Gefecht auf dieser Brücke, ist sie ziemlich von Kartätschenkugeln gemißhandelt worden, und qualificiert sich daher jetzt vollkommen zu einem Sinnbilde des Deutschen Reichs.

Mauren.

Man kann in der Geographie ziemlich bewandert seyn, ohne eben dieß Städtchen oder Dorf (ich erinnere mich *nicht* recht, was es eigentlich war) zu kennen. Es ist die erste Station zwischen Heidelberg und Stuttgart, und ist mir bloß durch eine alte unglückliche Frau merkwürdig geworden. Ich zähle es unter die schönsten Vorrechte eines vielgelesenen Schriftstellers, daß er dann und wann, durch ein Wort zu rechter Zeit gesprochen, das Elend aus den finstern Winkeln hervorziehen, und in die milden Strahlen des Mitleids stellen kann. Als ich in die Stube des Posthauses trat, sah ich ein achtzigjähriges blindes Mütterchen am Ofen sitzen, das ein Stück Brod mühsam im Munde zerdrückte und ein kleines Glas Wein dabei trank; neben ihr stand eine Krücke. In ihrer Jugend mußte die Frau schön gewesen seyn: ihre noch immer einnehmende Physiognomie und der stille Gram, der darüber schwebte, machten sie mir interessant. Ich fragte die Posthalterin, ob es ihre Mutter sey? Ach nein, versetzte diese; es ist eine sehr arme blinde Frau, die sich von fremden Wohlthaten nähren muß, und dann und wann zu uns kommt; wir thun dann an ihr, was wir können. — „Aber sie bettelt ja nicht." — Nein, betteln thut sie nie; wer sie kennt, giebt ihr. — Ich näherte mich der Alten: Sind Sie schon lange blind? hob ich an. — Noch vor Kurzem, sagte sie, habe sie einen Schimmer gehabt, jetzt sey auch der verschwunden, und sie könne noch immer nicht sterben. — Trotz dem Antheil, den ich an ihr zu nehmen schien, bettelte sie doch nicht. Das rührte mich; ein Wort gab das andere: sie erzählte mir ihre traurige Geschichte. Sie war im Hannöverischen an einen Prediger verheirathet, hatte liebe Kinder, und lebte glücklich.

Da kam der siebenjährige Krieg, mit ihm Noth und Elend. Sie verlor alles Ihrige, sie darbte und behielt frohen Muth. Sie sah ihre Kinder sterben und hielt sich noch aufrecht. Endlich starb auch der Mann: das warf sie nieder. Eine lange Krankheit fraß den Rest ihres Vermögens. Nackt und blos mußte sie ihren Wohnort verlassen. Man rieth ihr, zu ihrem Schwager zu gehen, der Appellationsrath in Darmstadt war. Sie kannte ihn nicht, ein wunderlicher Heiliger sollte er seyn; sie wagte es, weil die Noth sie drang. Von armen Freunden kärglich unterstützt, (denn, sagte sie, niemand hatte mehr, etwas zu geben) brachte sie die Reisekosten auf und kam mit dem Postwagen nach Darmstadt. Bebend tritt sie vor die Thür ihres Schwagers. Eine Magd empfängt sie verlegen, weis't ihr jedoch ein gutes Zimmer an, und bringt ihr Erfrischungen. Sie bleibt mehrere Stunden allein; kein Schwager läßt sich sehen. Gegen die Nacht trägt die Magd ein gutes Abendessen auf; sie aber kann vor Bangigkeit und Wehmuth nicht essen, sondern fragt nur immer nach ihrem Schwager. Morgen, morgen, sagt die Magd, die ihre Aengstlichkeit gewahr wird und theilt: schlafen Sie nur erst ruhig aus. Sie bedürfen der Erquickung. Sie schläft nicht. Der Morgen kommt, da tritt das sämmtliche Hausgesinde zu ihr herein und bekennt ihr weinend, der Schwager sey vor vierzehn Tagen begraben worden, und habe durch ein Testament sein ganzes ansehnliches Vermögen zu milden Stiftungen vermacht. — Hier fieng die Frau bitterlich an zu weinen: ich kann noch immer nicht sterben! sagte sie. — Mir ist entfallen, wie sie in die Gegend kam, in der sie nun seit fast fünfzig Jahren hungert und nicht sterben kann. Von Heidelberg aus wurde sie lange

unterstützt; aber seit anderthalb Jahren erhält sie auch von dort nichts mehr. Da sie nun nicht bettelt, sondern nur so still da sitzt, so wird ihre Jammergestalt oft übersehen, und sie erhält wenig. Im Gespräche ist sie etwas weitläuftig; aber sie erzählt gut und zusammenhängend, und die Frau von Erziehung ist ihr sogleich anzumerken. Was man ihr giebt, nimmt sie mit verschämtem Anstand, und dankt herzlich ohne Kriecherei. Ihr Wunsch zu sterben, ihr Gebet um den Tod sind äußerst rührend. — O, wie gern will ich dem Posthalter verzeihen, daß seine Pferde auf dem Acker waren, und ich über die Gebühr bei ihm aushalten mußte, wenn diese kurze und schmucklose Erzählung die Veranlassung wird, daß gefühlvolle Menschen, die des Weges reisen oder nicht reisen, die arme blinde Frau unterstützen! Lange wird sie ihren Wohlthätern ja ohnehin nicht zur Last fallen; bald wird Freund Hayn ihren sehnlichen Wunsch erfüllen, und sie sanft zu ihrem Gatten, zu ihren Kindern geleiten. —

Große Armuth und mehr Aufklärung unter dem Landvolke, als nöthig ist, hat der Krieg in dieser Gegend hinterlassen. Häufige Bettelei zeigt von jener; ein Gespräch zwischen zwei Bauern, die bei Wein und Käse saßen, mag von dieser zeigen. Seit dem unseligen Kriege, sagte der eine, sey es viermal schlechter zu leben, als vorher; die Menschen wären gar nicht mehr dieselben, keiner helfe dem andern, jeder denke nur an sich. (Ja wohl ist der krasseste Egoismus ein Zeichen unserer Zeit!)

Neckargmünd.

Als ich durch das Thor dieses Städtchens fuhr; hatte ich von neuem Gelegenheit, einen alten Wunsch zu wiederholen, daß nehmlich doch alle diejenigen, welche öffent-

liche Inschriften setzen wollen, jemanden zu Rathe ziehen möchten, der die Sprache versteht. Ueber dem Thore von Neckargmünd stehet geschrieben: Zu Ehren dem Vater des Vaterlandes, zur Zierde der Stadt, heilig dem Volke. Von dieser Inschrift kann nur der mittelste Satz einleuchten, wenn nehmlich das Thor schön gebaut ist. Warum soll es aber dem Vater des Vaterlandes zur Ehre gereichen? Es ist ja keine Ehrenpforte. Und warum soll es dem Volke heilig seyn? Das letztere ist ganz unverständlich, und kann höchstens bedeuten, daß man den Thorschreiber nicht um das Sperrgeld betriegen soll.

Sinzheim.

Dies Städtchen gehört jetzt dem Fürsten von Leiningen, der ein guter Fürst seyn muß, weil ich überall mit Liebe von ihm sprechen höre. Besonders zugethan scheint man dem Erbprinzen, dessen bloße Erwähnung auf alle Gesichter ein freundliches Lächeln lockt. Warum kann ich nicht dasselbe von allen Staaten sagen, durch die ich gereist bin! In dem einen herrscht Furcht mit eisernem Scepter; in dem andern erkennt man gleichgültig die wahren Verdienste eines Regenten, weil er sich zu abgesondert von seinem Volke hält, mit zu viel Ernst seine Wohlthaten spendet; hier ein Ländchen, wo man den kleinen Despoten verwünscht, dort ein anderes, wo die Menschenscheu des Fürsten ihm die Herzen entfremdet; u. s. w. Wie wohl thut es nach allen diesen und noch manchen andern Erfahrungen, wenn man die Menschen im Leiningischen so heiter, so herzlich von ihrem Erbprinzen sprechen hört! Jammerschade, daß die Großen dieser Erde die schöne Gewohnheit haben abkommen lassen,

dann und wann verkleidet unter ihren Unterthanen zu wandeln! Wie manche bittere aber heilsame Lehre würde der — und der — und der — empfangen! Wie manchen Segen würde unser Friedrich Wilhelm von Lippen hören, welche sonst in seiner Gegenwart die Ehrfurcht verschließt.

Wieder zu dem Fürsten von Leiningen zurückzukehren: so gefällt es mir doch nicht, daß er den Franciskanern ihr noch unverkauftes Kloster wieder eingeräumt hat. Politisch hat er freilich gehandelt; denn er gewann dadurch die vielen bigotten Seelen, an denen seine neuen Staaten Ueberfluß haben. Ich hätte auch sonst nichts dagegen, wenn es nur nicht eben Franciskaner wären, diese unnützen Bettelmönche, die mit aller ihrer krassen Ignoranz wieder eingezogen sind, und auch bereits wieder einen Novizen angenommen haben. Dieß Volk gleicht dem Schwamme in einem hölzernen Gebäude, der um sich frißt, bis alles verzehrt ist; nur der Schwamm gedeiht und wächst ungeheuer.

Heilbronn.

Immer erregt es in mir eine angenehmschauerliche Empfindung, ein Blatt Papier oder Pergament zu sehen, welches von irgend einem berühmten Biedermann aus alter Zeit eigenhändig beschrieben worden. Meine Phantasie mahlt mir dann seine Gestalt so lebhaft: auf dem Platze, wo seine Hand ruhte, seh' ich seine Hand wirklich; die Züge seines Gesichts finde ich gleichsam in den Zügen seiner Schrift. Darum freute ich mich, nach Heilbronn zu kommen; denn ich wußte, daß in dem dortigen Archive noch eigenhändige Briefe von unsern Deutschen Helden Götz von Berlichingen und Franz von Sickin-

gen aufbewahrt werden. Ich sandte daher gleich am andern Morgen zu dem Archivarius, mit der Bitte, mir einen Besuch zu verstatten. Diese Bitte wurde zwar mit aller Höflichkeit gewährt; aber — ich rathe Ihnen, wenn Sie jemals nach Heilbronn kommen, sich vorher wohl zu erkundigen, ob der ächte und rechte Archivarius auch bei der Hand sey. Diesmal war er leider verreist, und sein Stellvertreter wußte durchaus weiter gar nichts, als daß er ein Paar Gewölbe voll weißer Schränke zu zeigen habe. Guten Willen muß ich ihm nachrühmen; denn er suchte mit großer Aengstlichkeit nach dem, was ich zu sehen begehrte, aber vergebens. Er gestand endlich sein Unvermögen ein, und ich selbst war froh, daß er seine Leitern nur wieder bei Seite setzte. Ich kann Ihnen daher von dem Heilbronner Archiv weiter nichts sagen, als daß viel Papier und Pergament darin befindlich ist.

Kann ich die Briefe nicht sehen, dachte ich, so will ich wenigstens den alten Thurm besuchen, worin Götz von Berlichingen gefangen saß; ich will auf derselben Stelle gehen und stehen, wo dieser rauhe Biedermann den Hohn der Heilbronner Rathsherren erduldete. Diesen Thurm, meinte ich, werde jedes Kind mir nachweisen können, aber da irrte ich sehr. Wenigstens ein Dutzend Menschen von allen Ständen wurden befragt, die alle nicht begriffen, wovon die Rede sey, und von welchen keiner den ehrlichen Götz jemals hatte nennen hören. (Also auch nach Jahrhunderten gilt noch die traurige Wahrheit, daß ein berühmter Mann, da, wo er einst wandelte, vergessen wird. Ach! alles Große und Gute wirkt der Mensch nur in die Ferne hinaus; die ihn umgeben, sehen es gleichgültig, oder wollen es gar nicht sehen. — Endlich fand sich doch ein Häscher, der mir den Thurm zu zeigen versprach: Er

gieng, holte eine Menge Schlüssel, führte mich in einen der schmutzigsten Winkel der Stadt zu einem alten viereckigen Thurme, mehrere abscheuliche Hühnertreppen hinauf, bis auf die Platteforme, die eine schöne Aussicht gewährte. Aber, wo ist Berlichingens Kerker? — Er erbot sich, mir ihn aufzuschließen: es säßen aber eben zwei Uebelthäter darin. — Wie? der Kerker wird noch gebraucht? — Allerdings! — Wird nicht als ein interessantes Denkmal des Alterthums behandelt? — Ach nein, es fehlt an Platz. Man hat ihn sogar abgetheilt, um noch mehr arme Sünder hineinsperren zu können. — So, nun habe ich genug. Die Thür des Kerkers betrachtete ich von aussen; sie war im obersten Stockwerk des Thurms und sehr niedrig. Götz, der sich bekanntlich sehr ungern bückte, muß beim Hineintreten sich gewaltig gebückt haben. — Unmuthig stieg ich wieder hinab. Wohl Schade, daß auch Jahrhunderte nicht im Stande waren, dem Magistrat von Heilbronn achtungsvollere Gesinnungen gegen Götz von Berlichingen einzuflößen!

Was ich sonst noch von dieser alten Stadt Ihnen zu sagen weiß, ist blutwenig. In einer Kirche finden Sie die zwölf Apostel — rathen Sie einmal als was? — als Karyatiden! wahrhaftig, als Karyatiden! Sie tragen ganz geduldig die Säulen des Gewölbes, vielleicht als ein Symbol der christlichen Gelassenheit. — An einem Hause lesen Sie in großen Buchstaben: daß Carl der Fünfte sich im Monat December in einer Sänfte hineintragen lassen (vermuthlich, weil er krank war), und daß er im Januar zu Pferde wieder herausgeritten, (vermuthlich, weil er gesund geworden.)

Stuttgard.

Ich habe in Stuttgard das Theater besucht. Der Saal ist nicht imposant, und wird noch durch eine sehr schmutzige Lampe verunstaltet, die in der Mitte herabhängt. Man gab die Oper Achilles, in welcher ich einen braven Tenoristen hörte, der Krebs heißt, ein schöner Mann, und, was man so selten beisammen trifft, zugleich ein guter Schauspieler ist. Die Chöre giengen gut, wurden auch lebhaft gespielt. Das Orchester, unter Kranzens Direktion, war vortrefflich. Alles übrige verdient keine Erwähnung. — Daß Stuttgard eine berühmte Bibelsammlung besitzt, können Sie überall lesen; das Bibelsammeln ist eine Liebhaberei, von der ich nichts begreife.

Hechingen und Duttlingen.

Fast mit derselben Empfindung, mit der ich am letzten Orte das Bächlein ansah, welches der Donau seinen Namen giebt, und fernerhin als ein majestätischer Fluß zwischen blühenden Ufern sich fortwälzt, fast mit derselben Empfindung betrachtete ich zu Hechingen das alte Schloß Hohenzollern, die Stammburg unsers guten Königs. Dort oben war es also, wo die reine heitere Bergluft das Geschlecht seiner Ahnherren stark und wacker machte, daß es seine Tugenden forterben konnte, bis auf unsere Zeiten. Hier also ist das Bächlein entsprungen, das, jetzt ein mächtiger Fluß, so herrlich zwischen gesegneten Ufern strömt! — In stille, mannichfaltige Betrachtungen versunken, sah ich lange mit unverwandtem Blick hinauf; der Mondschein kam meiner Phantasie zu Hülfe, und ich glaubte endlich, den behelmten Kopf des alten Thassilo zu sehen, der über die grauen

Mauern herabschaute. — Ja, wenn er das könnte, die Freude möchte ich ihm gönnen! —

Zürch.

Sie sehen, ich bin in der Schweiz. Erwarten Sie aber gar keine mahlerische Beschreibung der großen Naturschönheiten, die ich hier gesehen habe. Der Reisen in die Schweiz giebt es bei Dutzenden, gute, mittelmäßige und schlechte, und es läßt sich über die Naturwunder dieses Landes nicht allein nichts Neues mehr sagen, sondern es wäre auch von Anbeginn besser gewesen, man hätte gar nichts darüber gesagt. Denn — aufrichtig gestanden — hat noch je die Beschreibung einer schönen Gegend, wäre sie auch von Meisterhand, Ihnen ein deutliches Bild vor die Seele geschoben? — Mir nie. Man kann mir freilich einen See, dessen Ufer mit lieblichen Landhäusern besäet ist, zur Rechten hinmahlen, man kann mir die Kette des Jura-Gebirges zur Linken zeigen, den Montblanc in den Hintergrund stellen, u. s. w.; man kann sich der poetischen Bildersprache dabei bedienen: in meiner Phantasie wird man doch immer nur ein verwirrtes Bild von allen diesen Gegenständen wecken; verwirrt und nicht einmal ähnlich schwimmt es vor mir herum, und ich suche vergebens es festzuhalten. Darum war ich von jeher ein Feind von allen solchen Beschreibungen. Die Schweiz muß man selbst sehen, so wie man ein Concert selbst hören muß. Wer mir mit Worten Gegenden mahlt, der thut noch weniger, als der, der mir eine Symphonie vorträllert. Ich kann und will also weiter nichts von der Schweiz sagen, als daß ich hier und da auf Stellen gestanden habe, auf denen vermuthlich der liebe Gott stand, als er nach der Schöpfung die Welt ansah und sagte: sie

ist gut. Der Rheinfall hat meine Erwartung nicht übertroffen, aber in einem hohen Grade befriedigt. Manche Reisende hatten mir die Wirkung seines Anblicks geringer schildern wollen, als ich sie wirklich fand. Es ist ein imponirendes Schauspiel, an dessen Beschreibung sich keine Feder wagen darf. — Die Gegend um Zürich hat mir sehr gefallen, vielleicht doch nur mehr als alle übrigen, weil der Aufenthalt durch gute Menschen mir interessant wurde. Die Aussicht vom Bürgeli über den See nach Schneekoppen ist sehr reizend. Fast noch reizender, wenigstens noch mannichfaltiger, ist die aus den Zimmern des Gasthofes (zum Schwerdt), welche ich bewohnte. Man hat dieser Aussicht im Vorbeigehen schon oft erwähnt; ich will Ihnen etwas umständlicher — nicht beschreiben (davor behüte mich Gott!) sondern nur aufzählen, was Sie alles sehen. Das Zimmer ist ein Eckzimmer. Oeffnen Sie ein Fenster linker Hand, so sehen Sie unter sich den Fluß, die Limmat, und eine sehr breite Brücke darüber, welche zu beiden Seiten mit dichten bunten Reihen von Gemüse- und Obstverkäuferinnen besetzt ist; zwischen denselben spazieren die französischen Chasseurs herum, deren Wachthaus Sie jenseits der Brücke gewahr werden, Sie glauben nicht, welch ein Leben und Gewimmel auf dieser Brücke herrscht. Links hinunter erblicken Sie längs dem Flusse zwei lange Straßen, und einen Theil der Stadt. Oeffnen Sie das Fenster rechter Hand, so haben Sie unter ihren Füßen einen freien sehr lebhaften Platz, und gerade vor sich den Züricher See, von lachenden Landhäusern eingefaßt, die wiederum von den Alpen begränzt sind, über denen sich wiederum die Schneekoppen erheben. Dies Amphitheater, aus sanfter und rauher Natur zusammengesetzt, mit dem Menschengewim-

mel gerade unter sich, ist einzig. — Die herrlichen Spaziergänge um Zürich würden selbst einen Podagristen zum Spazierengehen verleiten. Geßners Denkmahl ist so einfach und schön erfunden, daß man einer Thräne sanfter Wehmuth sich kaum erwehren kann. Schade nur, daß die französischen Chasseurs, die eben jetzt keine andere Gelegenheit haben, ihre Namen zu verewigen, sich bemühen, es auf diesem Marmor zu thun. An vielen Stellen fand ich das dreizehnte Regiment der Chasseurs angekritzelt, was sich denn freilich zu dieser Idyllenwelt paßt, wie eine Flinte zu einem Rosenstrauch. Auf der Bibliothek — nun, da stehen viele Bücher. Mehr kann ein gewöhnlicher Reisender wohl selten von einer Bibliothek sagen. Ein Paar eigenhändige Briefe von der berühmten und unglücklichen Johanna Gray haben mich interessirt. Sie sind in Religionsangelegenheiten, in sehr gutem Latein, und so schön geschrieben, als habe sie jeden Zug dem Schreibmeister nachgemahlt.

Lavaters physiognomisches Kabinet habe ich nur flüchtig gesehen. Das Merkwürdigste darin sind nicht sowohl die vielen Gesichter, welche er gesammelt hat, als vielmehr die Unterschriften, mit welchen er jedes bedeutende oder unbedeutende Gesicht beehrte. Man kennt seinen umwölkten Lapidarstyl. Zuweilen scheint es ihm viel Mühe gemacht zu haben, recht viel Seltsames in dunkle oder neugemachte Worte zusammen zu pressen. — Die Stimmung der Schweizer gleicht überall noch immer einem wogenden See, aus dem ein unterirdisches Feuer plötzlich Klippen hervorgetrieben, an denen die eingeengten Wellen jetzt ohnmächtig schäumen. Die Wände der Wirthshäuser sind oft mit bittern Ein- und Ausfällen bekritzelt, die zuweilen nicht ohne Witz sind. Den heftig-

sten Haß nähren die Schweizer gegen den General Andermatt, den Bombardierer von Zürich. Er lebt auf seinem Landgute ruhig, weil die tiefste Verachtung ihn schützt. Auf die Russen sind sie auch nicht gut zu sprechen. Sie rühmen dem General Korsakoff nach, daß er die Bibliothek fleißig besucht, und sich für die Wissenschaften interessirt habe; übrigens aber halten sie ihn für keinen geschickten General. Als man ihm rapportirte, die Franzosen hätten bereits einen Berg besetzt, der Zürich dominirt, sagte er: tant mieux! c'est là que je les attendois. Gleich darauf mußte er aber retiriren, und wußte nicht einmahl, aus welchem Thore er seine Flucht bewerkstelligen sollte; die Züricher mußten ihm den Weg zeigen. Seine Bagage gieng dennoch verloren; die Französischen Husaren machten große Beute, und hatten der beschwerlichen Laubthaler so viele in ihren Mützen, daß sie gern zehn bis fünzehn für einen Louisd'or im Golde gaben, weil sie das Gold leichter fortbringen konnten. — In der That muß man hierher nach Zürich reisen, um aus jedem Munde eine Menge von merkwürdigen Anekdoten zu hören, die gar nicht bekannt geworden sind, und dennoch ein helles Licht auf die damaligen Begebenheiten werfen.

Baden, in der Schweiz.

Hier fand ich eine Verordnung des Sittengerichtes angeschlagen, die eben kein Kompliment für den Geist unserer Zeit ist. Sie soll im Ganzen eine anständigere Beobachtung der Sonntagsfeier einschärfen: sie verbietet Spielen, Tanzen, Vogelschießen, Fischefangen, Schwimmen u. dgl. am Sonntage, und befiehlt: „daß alle verheirathete Bürger in der Kirche in Mänteln, die ledi-

gen aber in Röcken und nicht in Jäckerlen erscheinen sollen." „Das Frauenzimmer (heißt es weiter) wird im Anzuge jenen Anstand beobachten, der der Heiligkeit des Ortes, der Reinigkeit ihrer Gesinnungen, so wie der Schamhaftigkeit Ehre macht." — Ich möchte in der That wohl einmahl unsere vermummten Urältermütter mit ihren halbnackten Urenkelinnen in die Kirche gehen sehen; wie schnell würden jene in ihre Gräber zurückkehren, und sich auf die Gesichter legen, um der entflohenen Scham unserer jungen Mädchen nicht nachschreien zu müssen! — Uebrigens gereicht es der Schweiz zur Ehre, daß sie Sittengerichte hat; das kündigt doch zum mindesten ein Bestreben an, die Sitten zu erhalten. Es fällt mir eben sonst kein Europäisches Land ein, wo man dergleichen fände. Gebäude, die den Einsturz drohen, pflegt man wohl zu stützen, damit sie die Vorübergehenden nicht todt schlagen. Sittenvernichtung aber, die nur Seelen vergiftet, läßt man in Gottes Namen um sich greifen, wie vor ein paar Jahren die Fichtenraupe, bis die Menschen eben so saftlos dastehen, wie die Bäume in jenen verheerten Wäldern.

Bern — Lausanne — Genf.

Was kann ich von allen diesen Städten Ihnen sagen, als daß ich da gewesen bin und gesehen habe, was hundert Andre vor mir sahen? Die Städte gehören nicht zu den Schönheiten der Schweiz: sie sind, besonders die größern, alt, winkelig, von engen, schmuzzigen Straßen durchschnitten, welchen hohe Häuser vollends die freie gesunde Luft benehmen. So gesund die Schweizer-Luft draußen vor den Thoren seyn mag, so ungesund ist sie gewiß in den Städten; doch nehme ich einige der kleineren

davon aus, besonders die am Genfer See so niedlich gelegenen, freundlichen Städtchen Morges und Rolle. — Ich hatte mich darauf gefreut, das seit vierthalb Jahrhunderten berühmte Beinhaus bei Murten zu sehen, wo nach dem großen Siege über Karl von Burgund 1476 die Gebeine der Erschlagenen gesammelt wurden. — Leider wird dessen Stätte kaum mehr gefunden. Die Franzosen haben es im vorigen Jahre weggerissen, die Knochen in den See geworfen und zerstreut. Warum? das wissen sie vermuthlich selbst nicht. Eine kindische Zerstörungssucht scheint sich ihrer oft zu bemächtigen. Indessen lagen doch noch so viele Rippen, Hirnschalen und Beine auf dem Platze, um welche sich niemand bekümmert, daß er hieran wohl noch einige Jahre kenntlich bleiben wird.

In Genf habe ich bey einem Mahler St. Durs ein treffliches historisches Gemählde gesehen. Da diese Gattung von Mahlerei die einzige ist, die ich enthusiastisch liebe, und doch so selten kultivirt finde, so gewährte mir der Anblick desselben einen wahren Genuß. Es ist sehr groß, nimmt eine ganze Wand ein, und stellt die Olympischen Spiele dar, in dem Augenblick, wo der Sieger seinen dritten Gegner überwunden hat, der zusammengesunken noch auf seinem starken Arme ruht. So tritt er vor den Kampfrichter, und fordert den Preis; der Richter greift nach dem Kranze, das Volk umher jauchzt ihnen zu, die Ueberwundenen werden fortgetragen. Der entzückte Vater des Siegers steht unter den Zuschauern, auch Sokrates wird man gewahr, und die Priesterinnen der Ceres (die einzigen, welche den Spielen beiwohnen durften) sitzen dem Richter zur Seite. Diese Priesterinnen hat der Mahler als außerordentlich schöne junge Mädchen dargestellt, und ihre Schönheit wird durch das Costüm noch

erhöht; eine derselben erhebt sich unwillkührlich von ihrem Sitze, und ihre mit liebenswürdiger Naivetät nach dem Sieger hinstrebende Stellung, scheint anzudeuten, daß sie mehr Theil an ihm nimmt, als einer Priesterinn geziemt, auch wird sie von einer ihrer Schwestern sanft zurückgedrückt. Diese Gruppe, so reizend sie ist, scheint mir deshalb ein Fehler in dem Gemählde, weil sie das Auge, von der Hauptsache ab, zu sehr auf sich, und immer wieder auf sich zieht. Auch ist vielleicht der Sieger ein wenig steif, und das Kolorit seines Körpers nicht das beste. Doch ich bin, Gott sey Dank, nicht Kenner genug, um zu kritisiren; ich habe empfunden, das ist genug. — Von St. Ours gieng ich zu dem berühmten Deluc, einem sehr wakkern alten Manne, der mir sein schönes Kabinet von Steinen, Laven und Conchylien mit der größten Bereitwilligkeit zeigte. Schade, daß ich so wenig davon verstehe! Er erklärte sich sehr stark gegen die Hypothese, daß die sogenannten Mondsteine wirklich aus Mondvulcanen auf unsere Erde herabgeschleudert würden. Das Gravitations-Gesetz, meinte er, lasse es durchaus nicht zu, daß irgend ein Stäubchen sich von seinem Planeten entferne. Was er überhaupt über die Vulcane und ihre Entstehung sagt, ist äußerst interessant. Ohne Seewasser, meint er, könne es keine Vulcane geben: immer werde man diese nur in der Nähe der See finden; das Seewasser sey durchaus nothwendig, um jene Gährung hervorzubringen. Anfangs sey jeder Vulcan nur ein bloßes Loch in der Erde, welches nach und nach, durch das Jahrtausende lang fortgesetzte Auswerfen, zum Berge werde. Als ich ihm lächelnd einwandte, daß auf diese Weise eine ungeheure Zeit dazu gehöre, z. B. den Aetna zu schaffen, und daß dadurch das biblische Alter der Welt verdächtig

werde, leugnete er das, weil die Vulcane von Anbeginn sich vielleicht schon unter dem Wasser zu Bergen zu bilden angefangen hätten, wie auch die vielen Seethiere auf ihren Gipfeln bewiesen. — Ich hätte ihm gern noch Stunden lang zugehört, aber freilich kann ich Laie Ihnen das nicht so wieder erzählen. —

Das Theater in Genf fand ich nicht ganz schlecht. Man gab unter andern Monsieur de Crac dans son petit Castel, worin einige gute Komiker auftraten. Die Loge des Maire sieht aus, wie ein Papagaien-Käfich; denn sie ist rings umher mit Drath beflochten. Eine sonderbare Auszeichnung. — Die häßliche Mode der Schauspieler, Löcher in den Vorhang zu reißen, um ihre Nasen hindurch zu stecken, herrscht zwar auch hier, aber wenigstens hat man auf eine Weise, die ich noch nirgend gesehen, dafür gesorgt, daß aus den Löchern keine Schlitzen werden! man hat sie nehmlich mit Blech eingefaßt. In Berlin verdankt man es Iffland (dem man so vieles verdankt), daß dieser Uebelstand von dem Vorhange verschwunden ist. — Lieber, als alle Dekorationen des Genfer Theaters, hätte ich den Mont blanc gesehen, der mir leider nicht die Freude machte, aus seinem Wolkenschleier hervor zu treten. Doch dieser Altvater bleibt ja, wo er ist, und ich hoffe, ihn einmal auf derselben Stelle wieder zu finden. Eine andere Merkwürdigkeit von Genf hingegen habe ich ungern vermißt. Die berühmte Verfasserin der Delphine nehmlich hatte sich auch in ihren Schleier gewickelt, und war, ich weiß nicht wohin, gereist. Zum vollgültigen Ersatz für diese zerstörte Hoffnung fuhr ich nach Ferney, und betrat dies Heiligthum mit klopfendem Herzen. Ich hatte in Petersburg das Modell davon gesehen, (es steht in der Eremitage in Voltaire's Biblio-

thek), und erwartete daher, was die Gebäude betrifft, mehr als ich fand; so wie gewöhnlich eine gemahlte Stadt sich besser ausnimmt, als eine wirkliche. Doch um des sogenannten Schlosses Ferney willen war ich ja auch nicht hierher gekommen; nur den Ort wollte ich betreten, wo Voltaire gelebt, gewandelt, gedichtet; in den Empfindungen wollte ich schwelgen, die an einem solchen Orte eine reizbare Phantasie so leicht erweckt. Das Haus gehört freilich jetzt, ich weiß nicht welchem Kaufmann; aber er hat Achtung für Voltair's Andenken bewiesen, indem er dessen Schlafzimmer ganz so gelassen, wie Voltaire es bewohnte.

Da stand noch sein Bett mit den verblichenen gelbseidenen Umhängen, da hing noch Le Kains Portrait über dem Bett, Friedrich der Große daneben, eine Stickerei der Kaiserin Katharina und so manches andere. In einer Nische war noch die Urne zu sehen, in welcher sein Herz gelegen, mit der Unterschrift: „ich bin zufrieden, denn mein Herz bleibt unter euch." In einem andern Zimmer fanden wir noch das Billard, auf dem er zu spielen pflegte, und — auch noch eine lebende Reliquie wandelt im Hause herum, ein alter Prediger, der 9 Jahre hier mit Voltaire gelebt hatte. — Ich kann die sonderbare Wehmuth meiner Empfindungen nicht in Worte kleiden. Sie, liebe Freundin, so reich an Zartgefühl, verstehn mich ganz, auch ohne Worte.

Hier endet meine Reisebeschreibung durch die Schweiz, der Sie wenigstens nicht Weitläuftigkeit vorwerfen werden. Mache ich einst eine Fußreise in diesen romantischen Gegenden (und das ist mein fester Vorsatz), dann — ja dann hoffe ich auch mehr zu empfinden, als zu schreiben. — Zu Fuß muß man die Schweiz besuchen; das Reisen im Wagen ist äußerst langweilig und sehr theuer. Wenn so

ein Schweizer Kutscher mit seinen wohlgemästeten Pferden Sie in einem Tage vier bis fünf deutsche Meilen fortgeschneckelt hat (verzeihen Sie mir das neue Wort, es ist bezeichnend), so meint er Wunder wie viel gethan zu haben, und dann müssen Sie ihm für seine zwei Pferde drei Laubthaler bezahlen, und eben so viel für den andern Tag, wo er ledig zurückgeht; dabei sind Sie gezwungen, Mittags und Abends still zu liegen, wo es ihm beliebt, und sich in den theuren Wirthshäusern prellen zu lassen. Das letztere geschah jedoch, gegen meine Erwartung, weniger in kleinen Städten und Dörfern, als in den besten Wirthshäusern der großen Städte, die oft nicht einmal so gut waren, als die der kleinen. Fast überall war die Bedienung schlecht. Ein Beyspiel mag für viele gelten. Ich fahre zu Lausanne in den goldnen Löwen, den Reichardts Guide de voyageurs als den besten Gasthof nennt. „Ist hier Platz?" frage ich den Kellner, der an den Wagen tritt. — Ja. — „Aber," fahre ich fort (weil ich schon einigemal durch ein solches Ja betrogen worden war) „auch guter Platz?" — O ja. — „Ich brauche zwei Zimmer." — Zu Befehl. — Man führt mich drei schlechte Treppen hoch, durch allerlei schmutzige Winkel, und zeigt mir — Ein Zimmer. „Wo ist das andere?" — Zwanzig Schritte davon. — „Ich wünschte die Zimmer zusammenhängend." — Sind nicht zu haben. — Wohlan, ich begnüge mich, finde aber in beiden Zimmern keinen Tisch. — Man bringt endlich Tische. Ich bestelle Thee. Nach einer guten Stunde wird er fertig. — Ich frage: wann kann ich morgen früh Kaffee haben? — So früh Sie befehlen. — Um fünf Uhr? — O ja. — Der Morgen kommt, aber kein Kaffee. Ich will klingeln, aber es giebt

keine Klingel. — Im Kamin unter der Asche glimmen noch Funken; ich will mir selbst Feuer machen, aber — es ist kein Blasebalg da. — Endlich bringt mein Bedienter um sechs Uhr den Kaffee. — Warum so spät? frage ich. — Alles schläft noch im ganzen Hause; die brummende Köchin hat er herausgetrommelt. — Und der Kellner, der gestern versprach? — Er schläft. — Und der Hausknecht, der Feuer im Kamin machen soll? — Er schläft. —

Alle diese Vernachläßigungen und Hudeleien sind Kleinigkeiten, wenn Sie wollen; aber gestehen Sie, daß man ärgerlich darüber werden kann, besonders wenn man, trotz der Unordnung, so über alle Gebühr bezahlen muß. Ein Wachslicht wurde mir in dem nehmlichen Hause zu einem Franken (8 oder 9 gute Groschen) angerechnet, ein Abendessen von drei Schüsseln für die Person einen Laubthaler u. s. w. — Für einen Menschen, der, so wie ich, früh aufzustehen gewohnt ist, ist es höchst unangenehm, daß man in der Schweiz und in Frankreich so lange schläft. In Genf, wo ich aux balances wohnte, sagte mir der Kellner geradezu: er könne so früh keinen Kaffee schaffen; denn — die Russen und Engländer tränken ihn weit später. — Am besten thut man, alles bei sich zu führen, mit eigenem Feuerzeuge ein warmes Zimmer zu machen, und beim Kamin seinen eigenen Kaffee zu kochen. — Glücklicher Weise gilt es auf Reisen vom Guten wie vom Bösen, daß man die Dinge oft anders findet, als man sie sich vorgestellt hatte. So war mir z. B. vor der französischen Douane sehr bange gemacht worden: man visitire sehr streng, man werfe alles durch einander, man sey grob. Von dem allen fand ich das Gegentheil. Die Grenz-Zollbeamten waren sehr höflich, warfen einen Blick in mei-

nen Paß, öffneten meinen Koffer nur obenhin, und hielten mich keine fünf Minuten auf. Die Visitatoren nahmen zwar eine Kleinigkeit; aber ein anderer Beamter, der dabei stand, und mir mehr zu bedeuten schien, fand sich fast beleidigt, als ich ihm eine Erkenntlichkeit in die Hand drücken wollte. — Einigen neueren Nachrichten zufolge hatte ich befürchtet, die Hälfte des Werthes meines Reisewagens deponiren zu müssen; aber niemand dachte daran, mir etwas abzufordern. Das Gesetz gilt nur von Englischen Wagen, die zur See eingebracht werden.

Cerdon.

Unaussprechlich angenehm bin ich durch die Reise von Genf bis hierher überrascht worden. Ich wußte nichts davon, daß ich hier Gegenden sehen würde, welche alles, was ich in der Schweiz erblickte, weit hinter sich lassen. Jedermann reist in die Schweiz, und sagt sein Wörtchen darüber, und meint, nun habe er das Herrlichste bewundert, was die Natur zur Schau gestellt; aber sicher würden die meisten gleich mir staunen, wenn sie nun ihren Weg nach Lyon fortsetzten, wenn sie durch das Fort Ecluse sich durchwänden, wo zwischen dem rauschenden Rhone und den gethürmten Felsen jeder Eidechse der Weg verschlossen scheint; wenn sie die wilden, fürchterlich romantischen, schroffen Klippen sähen, von welchen in kleinen, kaum hundert Schritt weiten Entfernungen, die Wasserfälle bald stürzen, bald tröpfeln, oft auch nur durch die Steine schwitzen, und ganze Berge mit einem flimmernden Glanze überziehen. So windet man sich bis in die Gegend von Avranchy, und sieht immer unter seinen Füßen die tausend Krümmungen des murrenden Rhone, der vergebens seinen Schaum zu den zahllosen Weinbergen hin=

aufzuspritzen strebt; bis er sich endlich brüllend in eine grundlose Felsenschlucht stürzt, und — ganz von der Oberfläche der Erde verschwindet; dreihundert Schritte weiter bricht er mit Ungestüm wieder hervor, um aufs neue seiner Braut, der Saone, entgegen zu eilen. Die Strecke Landes, unter der er tief im Schooß der Erde fortrollt, ist oben mit ausgewaschenen und durchlöcherten Felsenstücken bedeckt; denn in der Regenzeit ist das Grab, welches den Rhone verschlingt und wieder ausspeit, zu klein, um alle seine Gewässer zu verschlucken: sie wälzen dann zum Theil sich oben fort, und so laufen zwei Flüsse über einander, nur durch eine dünne Felsenschicht geschieden. — Sie fahren weiter, und glauben jeden Augenblick, das Ende des Weges vor sich zu sehen; aber dort, wo die Felsen sich zu schließen scheinen, krümmt sich plötzlich der Pfad zwischen ihnen hindurch, und eine neue romantische Welt öffnet sich Ihren erstaunten Blicken: bald ist es ein kleiner See, der einem Erdfall gleicht; bald sind es schroffe Felsen, an denen unbegreifliche Fußsteige sich hinaufwinden, und wo Sie zwischen bizarr gethürmten Steinmassen der Natur einen Weinberg abgetrotzt sehen; bald sind es einsame Mühlen an Klippen gelehnt, von welchen sich Wasserfälle auf die Dächer herabzustürzen scheinen. Von ununterbrochenem Staunen gefesselt, gerathen Sie so bis in die Gegend von Nantua, in ein Thal, welches ich das Thal der Verzweiflung nennen möchte. Etwas so wild Schauerliches sah ich nie. Die einzelnen zerstreuten Häuser scheint irgend ein Robinson erbauet zu haben, der in der großen Welt Schiffbruch litt. Hier, wie auf Novazembla, ist die Sonne im Winter nicht sichtbar: die schwarzen nackten Felsen wölben sich zum Kerker, kein Vogelgesang mischt sich in das Rauschen der

Quellen, die von den Klippen herabschäumen, und kühle Moräste umschließen die kleinen Ackerplätze, die der mühsame Fleiß des Menschen der wilden Natur abgebettelt hat. — Doch siehe, eine abermalige Krümmung des Weges, und plötzlich sind Sie mitten in Nantua, einem freundlichen Städtchen, trotz den Felsen, die über allen Häusern hervorragen. — Aber kaum haben Sie es verlassen, so umgiebt Sie abermals die mahlerische Wildniß; Felsen und ein See klemmen den Reisenden; aber es sind nicht mehr die wellenförmigen Bergrücken; es sind seltsame Gestalten von aufrecht stehenden Steinen, die irgend eine Umwälzung der Erde im grauen Alterthume in und auf einander schob, Gestalten, von denen man zuweilen schwören sollte, es wären riesenmäßige Statüen, in einem rohen Zeitalter verfertigt. Da steht unter andern gleich hinter Nantua rechter Hand eine Riesengestalt auf einer Klippe, und überschaut, wie ein König des Landes, vermuthlich seit Jahrtausenden, die ganze umliegende Gegend. — Jetzt erblicken Sie auch hier und dort Ruinen alter Burgen; Klüfte und Höhlen, zu denen die Menschen sich nur mit Stricken hinaufwinden können; tiefgefurchte Felsen, die seit Jahrtausenden von den Regengüssen zerackert worden; dazwischen wieder Weinberge und neue Kreuze, Zeugen des Fleißes und der wiederkehrenden Frömmigkeit. Endlich gerathen Sie in ein sehr enges kaltes Thal, von düstern Nadelwäldern beschattet; Sie sehen den Ausgang von einer Felsenwand geradezu versperrt, und hier ist es, wo die Natur — hinter jener Felsenwand, in ihrer ganzen Majestät thronend Ihnen das überraschendste Schauspiel aufgespart hat. Denn plötzlich treten Sie wie aus einer Coulisse hervor, sehen ein schmales lachendes Thal, sehen linker Hand große und kleine Wasserfälle höher und

niedriger von den Felsen herabstürzen, große und kleine Bäche herunterrieseln, unten vereinigt durch grüne Wiesen sich fortschlängeln, sehen hinter sich eine zerfallene Burg auf einer gänzlich unterwaschenen Klippe, und weiter links abermals die Ruinen eines Schlosses, dem der wohlerhaltene Wartthurm auf dem entfernteren Bergrücken nicht mehr zum Schutze dient; sehen rechts mit ganz zurückgebogenen Nacken die schroffesten, gleich einer Wand von Quadersteinen abgeschnittenen Felsen, die hoch oben ein drohendes Gewölbe bilden, unter welchem der Wanderer nur mit Grauen hinwegschleicht; denn hier und dort warnen ihn abgerissene, herniedergerollte Steinklumpen; und unter diesem furchtbaren Gewölbe schimmern dennoch hier und da die blauen Früchte des Weinstocks herab, und dicht am Rande desselben steht ein neues Haus von hervorragenden Steinen in der Luft getragen; den Hintergrund dieses göttlich-schönen Thales schließt das Städtchen Cerdon mit weißen freundlichen Häusern. — Verzeihen Sie, wenn ich, meinem Vorsatz ungetreu, fast zu einer Beschreibung hingerissen worden bin. Ach! hier war es, wo mich zum ersten Male wieder ein Gefühl wehmüthiger Heiterkeit ergriff. — Wahrlich! die Schönheiten des Weges von Genf bis Cerdon sind allein einer Reise werth, und vielleicht am meisten jetzt in der Weinlese, wo man überall die frohen Menschen sich regen und bewegen sieht, und wo jeder lachend bekennt, daß er nicht Gefäße genug hat, den Segen der Natur einzusammeln. Alle Augenblicke begegnen Ihnen große Wagen mit offnen, voll Weintrauben gepfropften Fässern, oder die Fässer stehen in langen Reihen an der Landstraße, und Alt und Jung ist beschäftigt, die Trauben hineinzustampfen. Lockt Sie der Anblick, sind Sie durstig, so fordern Sie

nur: alsobald erscheint eine artige Winzerin, und hält Ihnen einen Korb voll auserlesener Trauben hin. Prenez tant que vous voudrez, sagt Ihnen der Herr des Weinberges, vous ne payerez rien. — Hinter Cerdon wird die Gegend flacher und lieblicher, doch behält sie auch hier noch etwas Majestätisches durch die Kette von Schneegebirgen, die man links in weiter Entfernung gleich lichten Wolken erblickt. — Schade, daß diese herrliche Straße so oft von Dörfern und kleinen Städten unterbrochen wird, oder vielmehr, daß man durch diese hindurch fahren muß; denn etwas Schmutzigeres, als jene Wohnungen, sah ich kaum in Polen.

Lyon.

Ich möchte diese große Stadt eine einzige ungeheure Bude nennen; denn ich habe fast kein Haus gesehen, in dem nicht irgend etwas zum Verkauf ausgestellt wäre: die in der Revolution zerstörten Häuser ausgenommen, deren, leider, sehr viele sind. — Die Ruinen einer römischen Wasserleitung sind prächtig, und erregen ein angenehmes Staunen. Das alte römische Bad ist unbedeutend, und nur durch den Weinberg merkwürdig, der es jetzt bedeckt. Sehr wohl erhalten ist es freilich, Dank seinem treflichen Cement, von dem unser Führer mir erzählte, daß selbst die Alles zerstörenden Jakobiner vergebens versucht hätten, mit ihren Säbeln etwas abzukratzen. Er zeigte mir die Spuren, welche diese Vandalen hinterlassen hatten. — In einer Kirche stehen vier kostbare Säulen, die, glaube ich, einst einen Altar Kaiser Augusts stützten; aber — noch immer scheint der Vandalismus sich zu regen; — denn ich fand so eben Arbeiter beschäftigt, mit ganz unsäglicher Mühe Löcher in diese harten Säu-

len zu hauen und zu graben, um — ein eisernes Gitter darin zu befestigen, daß sie eben so gut und weit leichter auf eine andere Art hätten befestigen können. Leider waren sogar schon öfters dergleichen Versuche gemacht worden; denn ich sah mehrere Löcher in den Säulen, die mit Kalk wieder zugefüllt waren. — Ein angenehmer Spaziergang am Wasser führt bis zu dem Zusammenfluß der Rhone und Saone, der jedoch bei weitem nicht den schönen Anblick gewährt, wie der Zusammenfluß des Rheins mit dem Maine. Der Kay, von dem einst einer meiner Bekannten behauptete, er übertreffe den Kay zu Petersburg, ist mit diesem letztern gar nicht zu vergleichen. Dort die breite, majestätische Newa, mit den Pallästen zu beiden Seiten, hier die schmale Rhone mit größten Theils unansehnlichen Häusern; dort der Fußpfad und das Geländer von Granit, hier ein gepflasterter Fußpfad und gar kein Geländer; dort der Strom mit Schiffen und niedlich geschmückten Schaluppen bedeckt, hier mit großen platten Böten, in welchen lange Reihen von Wäscherinnen schmutzige Wäsche auf Bänken klopfen, und dann vor dem Auge des Spaziergängers zum Trocknen aushängen. — In einer Fabrik, die ich besah, wurden eben Fensterkissen, zum Auflegen der Arme, für Bonaparte gemacht; sie waren auf blauem Grunde mit Gold und Silber sehr reich gestickt, und kosteten sicher mehr, als vormals das ganze Gehalt dieses außerordentlichen Mannes betrug. — Das Theater in Lyon ist in jeder Rücksicht mittelmäßig. Man gab Eugenie; die Rolle des ersten Liebhabers, Lord Clarendon, wurde von einem sechzigjährigen Manne gebrüllt, und je ärger er brüllte, je toller klatschten die Zuschauer, auch wenn sie nichts verstanden hatten; denn der Lärm im Theater war fast noch ärger, als zuweilen

in Berlin, welches bekanntlich viel sagen will. — Alles schimpft hier auf die Revolution, entweder aus Ueberzeugung, oder weil es jetzt Mode ist, darauf zu schimpfen. Dennoch haben sich noch manche Ueberreste aus den Revolutionssitten erhalten; z. B. Männer aus allen Klassen nehmen den Hut nicht mehr ab, Hausknechte und Postillione sogar treten mit dem Hut auf dem Kopfe zu Ihnen in's Zimmer. Wenn das bloß eine Mode wäre, so möchte es immer hingehen, denn Frauenzimmer und Türken nehmen ja auch die Hüte nicht ab; aber in so fern es ein Zeichen der hochbelobten égalité und fraternité seyn soll, in so fern ist es abgeschmackt.

Zwischen Lyon und Paris.

Wenn Sie jemals eine Reise durch Frankreich machen, so rathe ich Ihnen, es ja nicht mit Ihrem eigenen Wagen, mit Extrapost zu thun: denn Sie werden zwanzig Mal mehr ausgeben, als Sie sich vorgenommen hatten, und die Schikanen und Neckereien nehmen kein Ende. Zuerst sind die Postverordnungen in Ansehung der Anzahl der Pferde, welche Sie nehmen müssen, die sonderbarsten von der Welt, und Sie werden dadurch ganz in die Hände des Posthalters gegeben. Zwei Personen müssen 3 Pferde nehmen und 4 bezahlen, 3 Personen müssen 4 Pferde nehmen und 5 bezahlen u. s. w. Dabei wird nicht die geringste Rücksicht auf den Wagen und das Gepäck genommen, es sey so leicht es wolle. In Genf spannte man mir 2 Pferde vor, denn in der That bedurfte ich nicht mehr. Einige Stationen weiter gab man mir 3, in Lyon 4, und ich mußte 5 bezahlen; endlich drang man mir gar auch zwei Postillions auf, um des doppelten Trinkgeldes willen. Hierzu kommt denn noch das

Geld für die Barriere, welches für jede Lieue erhoben wird, und jedesmal 12 Sous ausmacht. Noch nicht genug! Sie geben einen Louis zu wechseln, man bringt ihn nach einer Viertelstunde zurück, und behauptet, er sey zu leicht, Sie müssen 20 bis 40 Sous daran verlieren; oder man sagt gar, er sey falsch, tauscht auch wohl Ihren ächten Louis gegen einen falschen aus, wie mir wirklich widerfuhr. Oder Sie bezahlen in Laubthalern, die nimmt man nicht, weil sie beschnitten sind. Oder Sie wollen in kleiner Münze bezahlen, die giebt man ihnen zurück, weil sie zu glatt ist, der Stempel darf nicht im Geringsten verwischt seyn. Zwar, wenn Sie Gold wechseln, so erhalten Sie sicher jedes Mal eine ganze Hand voll solcher glatten Münze zurück, und wenn Sie sie nicht nehmen wollen, so beweiset man Ihnen Stück für Stück, daß sie ächt sey, und, dem Gesetz zu Folge, Jedermann sie nehmen müsse; wollen Sie aber dem nehmlichen Mann einige Minuten nachher wieder damit bezahlen, so schlägt er sie ganz trocken mit den Worten aus: ça n'est pas marqué. Da mögen Sie sich ärgern, wie Sie wollen, es hilft nichts, und Sie bringen sicher am Ende eine ganze Tasche voll glatter Münze mit nach Paris. — Das ist noch nicht Alles. Reisen Sie mit Extrapost, so scheint das gleichsam eine Aufforderung an alle Gastwirthe zu seyn, Sie ganz unverschämt zu prellen. Sie werden es kaum für möglich halten, wenn ich Ihnen sage, daß ich einst in einer kleinen Stadt für einen Eierkuchen und eine Bouteille Landwein, (der an Ort und Stelle 8 bis 12 Sous kostet) zwei Laubthaler habe bezahlen müssen. In großen Städten und Wirthshäusern kommt vollends noch die unersättliche Habsucht der Domestiken hinzu; in Lyon z. B. waren deren nicht weniger als zehn, die

Trinkgeld verlangten, die Köchin, zwei Stubenmädchen, die Feuer machen und Essen bringen, eine andere, die das Bett macht; wieder eine andere, die Kaffee und Thee bringt, dann verschiedene Hausknechte, der Kutscher und endlich noch ein Stallknecht, der den Reisewagen gewaschen hatte. Da können Sie sich nicht anders durchschlagen, als mit dem vollen Beutel in der Hand. — Diese schreckliche Jagd auf fremde Beutel rührt zum Theil von der großen Armuth und von dem Mangel an Reisenden her, über den ich überall klagen hörte. Die Engländer, die sonst am meisten reisen und Geld verschwenden, dürfen sich nicht mehr sehen lassen, und eine Menge anderer Reiseliebhaber lassen sich durch die kriegerischen Zeiten abhalten. Das ungebührliche Erpressen der Gastwirthe und Posthalter ist aber wiederum auf der andern Seite Ursache, daß selbst die wohlhabendsten und angesehensten Leute in Frankreich nicht mehr mit Extrapost reisen. — Unzählige Diligencen, sogenannte Berlinen und Cabriolets durchkreuzen alle Straßen; sie sind sämmtlich bequem, in Ressorts hangend, und gehen fast schneller als die Extraposten. Der Reisende kann, wenn er Bequemlichkeit liebt, einige Plätze mehr bestellen, als er wirklich braucht, ja er kann die ganze Berline für sich allein nehmen, und es wird ihm immer noch nicht die Hälfte von dem kosten, was er für Extrapost ausgeben müßte. In allen Wirthshäusern findet er einen guten Tisch für sehr mäßige Preise; der Conducteur macht die Auslagen, und sorgt für Alles; mit den Postillionen hat er nichts zu schaffen, und für Wagenreparaturen braucht er nicht zu sorgen. Aller Aerger und alle Prellerei fallen auf diese Weise hinweg, und ich rathe daher einem jeden, seinen eigenen Wagen in einem Grenzort stehen zu lassen,

besonders wenn er etwa, so wie ich, seinen Reisewagen in Berlin gekauft hat; denn dort wird oft so schlechtes, mürbes Eisen verarbeitet, daß man auf den gepflasterten Chausseen in Frankreich alle Augenblicke genöthigt ist, etwas repariren zu lassen, und da ist denn oft der Schmidt so unverschämt, für eine simple Schraube oder ein kleines zusammen geschmiedetes Stückchen Eisen, zehn Thaler zu fordern. — Verzeihen Sie mir diese kleinen Details, zu Gunsten so mancher unerfahrnen Reisenden, denen sie nützlich werden können.

Ich schließe mit einer auffallenden Bemerkung: zu Montargis, und noch weiter hin an mehreren Orten finden Sie beim Ein- und Ausfahren eine Inschrift, die irgendwo so angebracht ist, daß sie jedem in die Augen fallen muß; diese Inschrift sagt ungefähr: Citoyens! respectez les propriétés, elles sont le fruit de l'industrie, etc. *) Rührt das etwa noch aus den Zeiten der Revolution her? Warum streicht man es jetzt nicht durch? — Oder ist eine solche Ermahnung jetzt noch nöthig? das wäre schlimm! —

Wenn man von Lyon nach Paris kommt, stellt diese ungeheure Stadt sich prächtig dar, weil man, in einer geringen Entfernung, auf eine Anhöhe gelangt, von der man die ganze im Halbzirkel umherliegende Häusermasse fast mit einem Male übersieht, und weil zugleich im Hintergrunde der Montmartre, sammt den übrigen Hügeln, sich amphitheatralisch erheben. Von der Seite von Straßburg hingegen wird man von Paris kaum eher etwas gewahr, bis man sich schon in den ersten schmutzigen Gas-

*) Bürger! ehrt das Eigenthum, es ist die Frucht des Fleißes, u. s. w.

sen befindet, wodurch natürlich der erste Eindruck ungünstig würkt. — Uebrigens fährt man so ungehindert in die Stadt Paris hinein, als ob man in sein eignes Haus führe. Keine Zollbeamten, keine Schildwachen, kein Visitiren, kein Fragen nach Stand, Namen und Geschäften; der Fremde gelangt bis ins Wirthshaus, ohne daß irgend Jemand eine Mine macht, sich um ihn zu bekümmern; und selbst im Wirthshause frägt Niemand nach seinem Passe.

Die Straßen von Paris, in vier Briefen an eine Dame geschildert.

Erster Brief.

Liebe Freundinn! das Sprichwort: „sage mir, mit wem „Du umgehst, und ich will Dir sagen, welch ein Mensch „Du bist," möchte wohl mancher Ausnahme unterworfen seyn, denn nur sehr unabhängige Menschen können ihren Umgang sich nach Belieben wählen. Ich möchte dagegen ein anderes Sprichwort vorschlagen, und ihm das Bürgerrecht verschaffen: „sage mir, wie es in deiner Wohn„stube aussieht, und ich will Dir sagen, welch ein Mensch „Du bist." — Auch hier würden Ausnahmen zuweilen die Regel Lügen strafen; aber im Allgemeinen fordere ich jeden Leser auf, unter seinen Bekannten umherzuschauen, ob nicht die Physiognomie des Wohnzimmers gewöhnlich der Physiognomie des Bewohners auf ein Haar gleiche? — Sie fragen, wozu dieser Eingang? — Meine Antwort ist: wir sind jetzt in Paris; die Hauptstadt ist gleichsam das Wohnzimmer einer Nation, und wenn es mir also gelingt, Sie mit dem heutigen Paris ein wenig näher bekannt zu machen, so denke ich Ihnen auch die Nation zum Theil geschildert zu haben.

Ich bitte mir Ihren Arm aus! — Wozu? — Um bei dem schönen Herbstwetter einen Spaziergang durch die Straßen von Paris zu machen. Er wird sie nicht gereuen. Kein Fremder sollte einen solchen Spaziergang versäumen, denn die Quays, Boulevards u. s. w. bieten vom Morgen bis zum Abend das unterhaltendste Schauspiel dar. So oft Zeit und Witterung es mir erlaubten, bin ich zu Fuß herum geschlendert, bin überall stehen geblieben, wo ein Häuflein sich sammelte, habe gesehen, gehört, auch gegafft, wenn Sie wollen, mich treflich amusirt, und nebenher auch nicht selten ein Körnlein der Erfahrung in mein Gedächtniß niedergelegt. Folgen Sie mir getrost. — Sieh da, ein Glücksrad von Glas. Wundern Sie sich nicht. Die Extreme berühren sich. Die aufgeklärteste Nation von Europa scheint zugleich die abergläubigste. An allen Ecken und Enden der Stadt finden Sie listige Menschen, die unter allerlei Formen, auf allerlei Manier, die Vorübergehenden herbei locken, um ihnen untrüglich zu verkündigen, welche Nummern bei der nächsten Ziehung aus den zahlreichen französischen Lotto's hervorgehen werden, und immer ist ein solcher Prophet von einem dichten Kreise umgeben. Hier, dies schmutzige Glücksrad, es hat oben ein viereckiges Loch; der zerlumpte Kerl, der da hinter steht, hat sich von einem Gänserückenknochen ein Ding gemacht, welches die spielenden Kinder in Deutschland einen Hippuff (Hüpfe auf) zu nennen pflegen; das Ding setzt er mit vielem Ernste auf das Loch, ahmt, fast ohne die Lippen zu bewegen, die Sprache des Pulcinells nach, und es klingt gerade so, als ob ein kleiner Dämon in dem Rade säße, und die Vorbeigehenden anriefe. Treten nun die Neugierigen hinzu, so springt plötzlich der Hippuff von dem Loche, und die

geistige Stimme ladet unter glänzende Versicherungen, die ohnehin schon zuckenden Hände der Umstehenden ein, die gewinnenden Nummern zu ziehen. Zwei Sous ist der gewöhnliche Preis aller solcher unfehlbaren Weissagungen. — Dort hat ein andrer eine große Tafel mit Buchstaben aufgestellt. Sagen Sie ihm nur den Anfangsbuchstaben Ihres Namens, sogleich zieht er ihn aus der Tafel, und in einem da hinter befindlichen Loche liegt alles, was Sie zu wissen wünschen. — Diese Art zu prophezeihen hat aber ein Dritter, wie billig, zu einfach gefunden. Betrachten Sie einen Tisch, auf dem allerlei kleine, niedliche Figuren, durch ein Uhrwerk getrieben, herumschnurren. Auf den ersten Blick sieht das gar nicht aus, wie das Heiligthum eines Lottopropheten, bald aber werden Sie gewahr, daß an der Mittelstange, die durch den Tisch geht, über den Puppen ein Thierkreis befestigt ist, an dem die Monate zu lesen sind, und der sich auch mit herum dreht. Noch höher hinauf erblicken Sie abermals einen Kreis, der die neunzig Zahlen trägt. Nun belieben Sie nur mit Ihrem Finger eine Puppe zu bezeichnen, auf deren Gabe der Weissagung Sie sich am meisten verlassen, etwa hier diesen türkischen Kaiser, der den Scepter so majestätisch in die Höhe reckt; sogleich fangen sämmtliche Figuren an zu laufen, der Thierkreis dreht sich, die Lottonummern drehen sich gleichfalls und — Sie harren geduldig. Jetzt ist das Uhrwerk abgelaufen, und der türkische Kaiser steht und deutet mit seinem Scepter auf den Monat August, grade über diesem ist die Nummer 78 zu lesen, und was ist also natürlicher und gewisser, als daß Sie im Monat August diese Nummer besetzen, und große Summen darauf gewinnen werden. Sie lachen darüber, daß die Menschen sich so ernsthaft zu einem Kinderspiel hergeben? —

Mit Gunst, ist es denn im Grunde etwas anders, als wenn ein Philosoph auf seinen Katheder tritt, und mit zwei demonstrirenden Fingern den Vorhang der Zukunft aufrollt, wie ein Stück Papier? — Lassen Sie uns weiter gehen, dorthin, wo die prächtige Inschrift prangt: goldene Kette des Schicksals. Diese kostbare Kette besteht aus neunzig Patronen von Goldpapier, und ist wie abzuhaspelndes Garn auf ein Rad gewunden, welches ein Blinder dreht. Sie wählen eine von diesen Patronen oder Hülsen, der Blinde öffnet sie, und die darin enthaltene Nummer macht abermals Ihr Glück. — Wollen Sie aber durchaus Ihr Glück im Lotto nicht machen, so werden Sie doch wenigstens neugierig seyn, Ihre künftigen Schicksale zu erfahren, auch die vergangenen, wenn es Ihnen beliebt. Dort vorm Pont-neuf steht ein solcher Wundermann, der sich sogar ausdrücklich als von der Polizei privilegirt ankündigt, und der zwar auch sein Talent hauptsächlich dem Lotto gewidmet hat, (weil die Menschen doch noch weit lieber Geld gewinnen, als in die Zukunft schauen), der aber auch nebenher auf Ihr Verlangen für zwei Sous das Buch des Schicksals aufschlägt, und mit einer wunderns würdigen Geläufigkeit alles her erzählt, was geschehen ist und geschehen wird. Ob zwanzig oder dreißig Menschen hintereinander aus verschiedenen Ständen, Altern und Geschlechtern seine Kunst auffordern, das verwirrt ihn gar nicht; er fixirt Einen nach dem Andern, lies't in den Augen und der ganzen Physiognomie, spricht zu jedem Einzelnen wohl zwei Minuten lang, ist dabei sehr ernsthaft, drückt sich vortrefflich aus, sagt in einer halben Stunde (so lange ungefähr stand ich dabei) gewiß die nemliche Sache nicht zweimal, stockt und stottert nie, macht am Ende eine kleine Ver-

beugung, fordert nichts, wendet sich zu dem Folgenden, nimmt, was der Vorhergehende ihm in die Hand steckt, und fährt damit in die Tasche, ohne es anzusehen. Der Mensch wäre sicher in einer andern Lage ein trefflicher Redner geworden. Das Drolligste bei der Sache sind die Gesichter der Fragenden. Eine hohe Andacht, eine gänzliche Ergebung und ein fester Glaube malen sich unverkennbar in allen Zügen. Da der Mann sich, besonders was die Vergangenheit betrifft, immer mit einer so künstlichen Zweideutigkeit ausdrückt, daß es nicht fehlen kann, er muß mit Hülfe der bereitwilligen Einbildungskraft der Zuhörer hie und da die Wahrheit treffen; so hab' ich oft gesehen, mit welchem Erstaunen man ihn angaffte, und wie manches Frauenzimmer mit Thränen in den Augen sich von ihm wandte. Die nehmlichen Pariser also, die vor wenigen Jahren die Göttin der Vernunft freilich nur auf den Schultern herumtrugen, die nemlichen glauben an Wahrsagerey und umringen hundertweis den ersten besten verschmitzten Propheten. — Unerschöpflich ist der Franzose in artigen, gefälligen Wendungen, die, wenn man gleich weiß, es ist nichts dahinter, jedem Zuhörer ein zufriedenes Lächeln ablocken. Da steht ein Kerl, der auf seinem Zeigefinger ein Puppenröckchen dreht, dann und wann ein Teufelchen herausgucken läßt, und indem er die Hand plötzlich gen Himmel schleudert, ruft: dort fliegt es! Diesen matten Spaß würzt er ganz allerliebst durch eine fließende Erzählung alles dessen, was das Teufelchen auf seinem Fluge über Paris zu sehen bekommen wird, bald die Kanonierböte auf der Seine, von welchen er sogleich eine pompöse Beschreibung hinzufügt, bald eine Jungfer, die eben aus dem Bette steigt, und die er so reizend als möglich schildert. So reichen Stoff aber auch sein dem

diable boiteux nachgebildeter diable volant ihm noch gäbe, so weiß er doch seine Unterhaltungen geschickt zu wechseln. Plötzlich ruft er einen Knaben aus dem Haufen hervor; der Junge ist etwa zehn Jahr alt. Er legt ihm die Hand auf den Kopf: „bist du verheirathet?“ fragt er ihn ganz feierlich. Der Junge gafft ihn mit großen Augen an, und sagt: nein! „Schwöre,“ fährt der Spaßmacher mit hohler Stimme fort: „schwöre daß du nicht verheirathet bist!“

Der Junge muß die Hand in die Höhe recken und schwören. „Nun so will ich dich glücklich machen.“ Er giebt ihm eine Büchse, in welche er nach Belieben so oder so viel hundert Louisd'or zu zaubern verspricht. Doch ehe er seine Gauckelei anfängt, wendet er sich sehr galant zu dem Publikum. „Sie könnten fragen, meine Herren, „warum ich, bei dieser Leichtigkeit Gold zu schaffen, nicht „mich zuerst glücklich mache? C'est que je le suis déjà. „Ich bin es schon längst. Alles was ich hier thue, ge„schieht blos zu Ihrem Vergnügen.“ — Und hierauf zaubert er denn die Büchse voll Gold, wenigstens wird sie ihm so schwer in der Hand, als ob Gold darin sey. Freilich findet sich beim Aufmachen nur ein Stein, aber was kann der Künstler dafür, daß der Knabe nicht ehelich geboren, oder doch von seiner Mutter in die Welt gelogen worden ist. Er versichert mit einer pfiffigen Mine, daß ihm das in Paris sehr selten widerfahre, und hüpft schnell wieder auf einen andern Gegenstand. — Alles das sind nur Possen für das Volk, aber sie werden ohne Schmutz vorgetragen, und sind doch in der That nicht ohne Witz. Gestehen Sie, daß die Nation, unter welcher das gemeine Volk solchen Witz herzlich belacht, in der That in seiner Bildung einen Schritt vor vielen Nationen voraus

hat. — Doch lassen Sie uns weiter zu seinem Nachbar gehen. Der paßt sorgfältig auf, wenn der Witzling, den wir eben verließen, eine Pause macht, — dann ruft er sogleich mit heller Stimme: Meine Herren, während mein Nachbar Athem schöpft, erlauben Sie mir, ihnen ein höchst merkwürdiges Experiment zu zeigen. Ohne die Antwort abzuwarten, trägt er ein Kästchen herum, aus welchem er Fragen ziehen läßt, die sich auf Geld, Gesundheit, Liebe, Treue oder Untreue des geliebten Gegenstandes, zu hoffende Posterität u. dgl. beziehen. Während man die Frage aus dem Kästchen greift, steht der beantwortende Tausendkünstler fern davon, um zu beweisen, daß er gar nicht nöthig hat, den Inhalt der Frage zu kennen. Dann erhält man von ihm, für baare zwei Sous, erstens eine Beantwortung der Frage, zweytens eine völlige Charakteristik des Fragenden, worin sein Humor, seine Fehler und Tugenden ihm aufgezählt werden, mit hinzugefügtem guten Rathe, wie er sich künftig zu benehmen habe; endlich drittens auch noch die fünf Nummern, welche bei der nächsten Ziehung des Lotto hervorkommen werden; alles gedruckt auf ziemlich weißes Papier. Wahrhaftig, ich begreife nicht, wie der Mann, bei seinen Auslagen, von den zwei Sous noch soviel profitiren kann, daß er das lustige Leben fristet. — Dieser Gedanke drängt sich mir oft auf. Hören sie z. E. den Menschen dort, der allen Vorübergehenden mit lauter Stimme für zwei Sous die Regel des Piquet Spiels gedruckt darbietet. Die Broschüre ist ein paar Bogen stark, ich sehe nicht Einen unter Tausenden, der sie ihm abkauft, und doch finde ich ihn schon seit 14 Tagen immer auf derselben Stelle, und doch lebt er. Hören Sie jenes Mädchen, das täglich sich heiser schreit: cinquante cure-dents pour

deux Sous! (50 Zahnstocher für zwei Sous). Auch dies Mädchen hat einen sehr geringen Absatz von ihrer Waare; sie ist häßlich, Niemand kauft ihr ab, und doch lebt sie. — Nein, da lob' ich mir die pfiffigen Köpfe, deren Industrie auf das unerschöpflichste Ding, die Neubegier der Menschen berechnet ist. Hier steht ein altes Weib und liest mit kreischender Stimme von einem bedruckten Blättchen Löschpapier, was in der letzten Sitzung des Staatsraths vorgegangen. Kaum schließt sie den zahnlosen Mund, so eröffnet schon ihre ältere Nachbarin die blassen Lippen, ergießt sich in einen Strom von gedruckter Beredsamkeit über die Treulosigkeit der Engländer; deutet dabei auf den Holzschnitt, der ihr Blatt verziert, und auf welchem der König von England sehr übel behandelt wird. Den angenehmen Vortrag beider Weiber hört man gratis, und kauft ihre Blätter für einen Sous. — Lassen sie von den Hexengestalten zu jenem hübschen, runden Mädchen uns wenden, die ein bescheidenes Tischchen aufgeschlagen, auf dem etwa ein halbes Dutzend zinnerner und plattirter sehr schmutziger Leuchter stehen. Sie hat einen wollenen Lappen in der Hand, den sie in ein rothes Pulver taucht, und während sie die Leuchter herrlich blank putzt, preist sie mit einer äußerst geläufigen Zunge und einem Grübchen in den Wangen, die Wunderkraft ihres Pulvers an. Sie fordert Fingerhüte und Schnallen von den Umstehenden, sie giebt sie neu zurück, sie verspricht sogar die Flecken aus dem Gesichte mit ihrem Pulver zu vertreiben. Niemand wollte aber sein Gesicht zu diesem Experiment hergeben. Ein lustiger Kriegsmann zieht vorüber; er zeigt ihr eine Narbe auf der Backe, er fragt lachend, ob sie auch wohl diese wegschaffen könne? Sie antwortet, o ja! und verspricht ihm zu dem Ende ei=

nen Besuch in der Dämmerung. Ich wette, das Mädchen hat da ein Pulver erfunden, das mehr einträgt und weniger kostet als das Goldpulver der berühmten Alchymisten. — Aber was will den der Matrose mit seinem Mikroskop? wo hat er das beschmutzte mit Drath zusammen geflickte Ding aufgetrieben? was zeigt er dadurch? — Nichts mehr und nichts weniger als einen Floh. Dafür bezahlt man ihm einen Sous. — Ei nun, sein Nachbar, hundert Schritt davon, weiß auch aus Kleinigkeiten Vortheil zu ziehen. Der Schlaukopf hat sich ein paar Bogen von dem Papier zu verschaffen gewußt, welches die Maler zum Durchzeichnen brauchen, und zeigt nun dem erstaunten Pöbel für einen Sous, wie man in der größten Geschwindigkeit Gemälde kopiren könne. — Treten wir einen Augenblick in diese Bude. Hochtönend verkündet die Inschrift ein Wunder: „wer nicht glauben will, „der komme und sehe!“ und was denn? einen Floh, der einen Elephanten zieht; einen Floh, der einen Wagen mit sechs Pferden, nebst Herren und Damen herumkutschirt; einen Floh, dem eine metallene Kugel mit einer goldenen Kette an den Fuß befestigt worden, und der lustig damit hin und her hüpft. Alles das ist nicht erlogen. Es hat sich wirklich ein Mensch die ungeheure Mühe gegeben, Elephanten, Wagen, Ketten u. s. w. von Gold so fein zu verfertigen, und dem Floh Fesseln anzuschmieden. Was aber noch weit spashafter ist und von einer seltsamen Erfindungsgabe zeugt: der Tausendkünstler producirt auch zwei Fliegen, die sich auf den Degen duelliren. Das hat er nemlich folgendermaßen zu Stande gebracht: Zwei Fliegen sind perpendikulär hinter ihren Flügeln an zwei Nadeln befestigt, so daß sie ihre sechs Beine vor sich hin halten. Sie werden einander gegenüber ziemlich nah

gesteckt, und nun giebt man einer jeden eine kleine Kugel von Korkholz, in welcher ein kleiner Strohhalm befestigt ist. Sobald diese Kugel ihre Füße berührt, fassen sie dieselbe, um sich daran zu halten; bei dieser Berührung wird die Kugel immer hin und her gedreht, und folglich der Strohhalm gegen den Feind hin bewegt. Da nun dieser von seiner Seite das nemliche thut, so gerathen die beiden Strohhälme oft aneinander, wie ein paar Degen, und das ist denn das Fliegenduell. — Gleich neben diesem Spring- und Fechtboden ladet man uns ein, eine kleine Reise von einigen hundert Meilen auf mechanischen Pferden zu unternehmen, und verspricht, daß man diese große, große Distanz in einer unglaublich kurzen Zeit zurücklegen solle. — Wohl! wir lächeln spöttisch, aber wir gehen doch hinein. Kaum hat der schmutzige Vorhang sich gehoben, so überzeugt uns freilich der erste Blick, daß wir nichts weiter vor uns sehen, als eine Art von Carussel, welches sich bloß dadurch unterscheidet, daß Niemand zum Drehen nöthig ist, sondern daß der Reuter, indem er den Zügel straff anzieht, auch das Rad in der Mitte in Bewegung setzt, und sich folglich selbst mit großer Geschwindigkeit dreht. Der Spaß hat uns vier Sous gekostet. Damit Sie aber nicht wieder einige Sous umsonst ausgeben, so warne ich Sie vor dem Kahlkopf, der dort einen großen Tubus von Pappe aufgestellt, gegen den Himmel gerichtet hat, und Jedermann höflich ersucht, hinauf zu schauen. Dabei macht er ein großes, dem Pöbel sehr gelehrt dünkendes Gewäsch von den verschiedenen Dünsten und ihren Eigenschaften, und versichert, die Gläser in seinem Tubus seyen so künstlich geschliffen, daß die Dünste sich vor demselben zu verschiedenen sonderbaren Gestalten koncentrirten. Nicht bei jeder Witterung, setzt er

bedenklich hinzu, aber heute ist gerade ein Tag, an dem sich alles vortrefflich präsentiren wird. Ich gesteh' Ihnen, liebe Freundin, der Kahlkopf sprach neulich so gut und unbefangen daß ich mich verleiten ließ, vor seinen Tubus zu treten. Da zog er unvermerkt an einem Zwirnsfaden, und siehe, zwischen meinem Auge und dem gewöhnlichen Fensterglase hüpfte ein Centaur vorbei, den er aus irgend einem Nürnberger Bilderbogen ausgeschnitten hatte. Schnell zog ich den Kopf beschämt zurück und schlich fort, um einem Andern Platz zu machen. — Aber warum sollt' ich mich schämen? dacht' ich auf dem Heimwege: geschieht es doch in meinem lieben Vaterlande täglich, daß die großen Dichter und Philosophen uns ihre Tubus mit mächtigem Geschrei vor die Augen halten, indem sie uns, Gott weiß, welche Wunderdinge versprechen. Wir sind gutherzig, wir sehen hinein, und was erblicken wir? — Irgend ein kleines Nürnberger Ungeheuer. —

Doch ich sehe Ihnen an, daß Sie von dem Spaziergange ermüdet sind. Wenn das Wetter so schön bleibt, so setzen wir ihn wohl morgen ein Stündchen fort, denn ich versichere Sie, wir haben noch viele artige und närrische Dinge zu besehen.

Zweiter Brief.

Heute, liebe Freundin, verfolgen wir unsern Spaziergang bei trocknem Wetter. Nicht immer werden die Gegenstände so lustig seyn, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß nicht eine Thräne dann und wann sich in Ihr Auge stehlen wird. Da stößt uns gleich ein armer Blinder auf, er singt sein Lied in einfach rührenden Tönen; neben ihm liegt sein treuer Führer, der zottige Hund,

und schüttelt zuweilen seine Glocke. Nicht weit davon sitzt abermals ein Blinder, der vermuthlich nicht singen kann; statt dessen hat er eine Art von Gerüste vor sich stehen, an welchem mehrere vielstimmige Glocken hängen, die er durch einige Fäden in Bewegung setzt. Er bettelt nicht laut, sondern greift nur zuweilen in den Hut, der neben ihm liegt, um zu fühlen, ob etwa ein Wohlthätiger vorübergieng? meistens zieht er die Hand leer zurück. — Wir gehen nicht weit, so finden wir einen dritten Unglücklichen, dem der köstlichste Sinn fehlt; er hat auf dem Boulevard ein altes Klavier vor sich hingestellt, und hammert aus allen Kräften eine Sonate. Es bleiben Leute genug stehen, die ihm zuhören, aber das zinnerne Näpfchen, das da vorne an sein Instrument befestigt ist, erklingt selten von der Gabe des Mitleids. — Kaum haben wir diesen verlassen, so begegnet uns wieder ein Blinder, der die Herzen durch die Töne einer verstimmten Geige zu rühren sucht. Er spielt sie gehend; sein Hund, der mit einem Kettchen an seinem Westenknopf befestigt ist, wandelt vorsichtig vor ihm her. Doch hab' ich auch einmal gesehen, daß das arme Geripp, Hund genannt, durch einen weggeworfenen Knochen unwiderstehlich in einen Winkel gelockt wurde, wo sein vertrauender Herr seinen ganzen Reichthum, Kopf und Geige, fast gegen die Mauer zerschmettert hätte. — Aber unter den vielen Blinden, welche singend, spielend und läutend die Pariser Strassen bewohnen, sammlen keine mehr Neugierige um sich, als ein Paar Piquetspieler, die den lieben langen Tag nicht um Geld, sondern für Geld spielen, die mit bewundernswürdig feinem Gefühl die Karten betasten und nennen, jeden, der das Spiel nur ein wenig versteht, auf einige Minuten zu interessiren wissen, und

am Abend, wenn sie aufstehen, immer beide gewonnen haben.

Doch hinweg von den Blinden, deren Anblick die Sehenden nur betrübt, obgleich, von der Gewohnheit gestählt, die Pariser größtentheils gleichgültig vorüber gehen. Am öftesten hab' ich Frauen von gewissen Jahren, die ich, nach ihren Körben zu urtheilen, für Köchinnen hielt, ihr Almosen spenden sehen; vielleicht wollten sie dadurch ihr Gewissen wegen der Marktpfennige beschwichtigen. — Wenden wir uns lieber zu jenem musikalischen Tausendkünstler, dessen erworbene Fertigkeit in der That Bewunderung verdient. Er ganz allein spielt eine Symphonie concertante auf fünf Instrumenten zugleich. Mit der einen Hand hält und greift er ein doppeltes Flageolet, dessen beide Mundstücke er stets vor seinen Lippen hin und her schiebt, oft auch bläst er auf beiden zugleich; mit der andern Hand spielt er die Harfe recht artig; mit dem einen Fuße schlägt er ein Tambourin, und mit den Zehen des Andern bewegt er die Castagnetten. Sie hören, es klingt in der That recht gut zusammen; der arme Mensch arbeitet sich so dabei ab, wie die Sängerin, Mamsell Maillard, in der großen Oper, und hat daher seine paar Sous reichlich verdient. — Auch an Jenem dort wollen wir nicht vorübergehen, ohne eine kleine Silbermünze auf seinen Teller fallen zu lassen. Zwar ist sein Harfengeklimper nicht einladend, aber das arme junge Mädgen, das mit niedergeschlagenen Augen neben ihm steht und singt und immer singt, das verdient eine Gabe, eben weil ihre an den Boden gehefteten Blicke zu sagen scheinen: ich weiß wohl, daß ich schlecht singe, aber mein Vater hat kein Brod. — Grade umgekehrt machen es die beiden kleinen Kinder, die auf der Brücke eine Art von Duett singen.

Der Text soll die Herzen rühren, und würde es auch, wenn die Kinder nicht so gedankenlos plärrten, und immer so frech um sich her schauten. Jetzt erregen ihr Anblick und ihre Klagetöne blos den Gedanken: das werden einmal ein paar Taugenichtse. — Weit besser berechnet ist eine Kindergruppe, zu der ich Sie nicht führen will, weil sie das Herz zerreißt. — In der Straße Vivienne neimlich hab' ich länger als drei Wochen hintereinander (doch nur Abends, wenn es dunkel wurde) drei unglückliche Kinder im Korbe liegen sehen. Das älteste derselben war ein Knabe von etwa zehn Jahren, der saß an der Mauer und hielt auf seinem Schooß ein anderes in Lumpen gehülltes Wesen, von höchstens drei Jahren, welches gewöhnlich wimmerte. Daneben stand oder lag ein drittes Jammerbild, etwa fünf Jahre alt. Diese Kinder bettelten nicht, sondern hatten vor sich ein kleines Stümpgen Talglicht, neben dem auf einem Lappen ein geschriebener Zettel lag, des einfach-rührenden Inhalts: „Wir haben weder Vater noch Mutter.“ — Selten blieb ein Vorübergehender ungerührt, und da die Straße sehr lebhaft ist, so war die Erndte immer reichlich. Mit Vergnügen habe ich bemerkt, daß besonders die Soldaten gaben und viel gaben. Einen derselben sah ich eines Abends tief gerührt. Er trug einen großen schwarzen Backenbart, der im wilden Contrast mit der Rührung in seinen Gesichts-Muskeln, von dem schwachen Schimmer des Talglichts aufwärts beleuchtet, seinen Schatten auf eine Thräne warf. Er blickte einige Minuten still auf die Gruppe nieder; der arme kleine Wurm wimmerte eben recht laut, weil ihn fror. Hastig griff der wackre Soldat in die Tasche, und gab dem ältern Knaben zwei Silbermünzen, (ich glaube zwei zwölf Sousstücke) unter der Bedingung, daß

er das Kind gleich nach Haus tragen und wärmen sollte. Drei oder viermal wiederholte er diese Bedingung, und ließ sich die Erfüllung derselben eben so oft von dem Knaben versprechen. Dann gieng er. Indem er sich umwendete, stieß er auf mich. „Sie sind gewiß Vater?" redete ich ihn an. Oui, Monsieur! antwortete er ziemlich barsch und eilte davon. Ich blieb noch eine Weile und gab acht, ob der Knabe seine kleinen Geschwister versprochenermaßen heimführen werde? Er that es nicht. — Daß übrigens die Polizei dieses Schauspiel viele Wochen hintereinander duldete, gefällt mir nicht. Fast scheint es mir unmöglich, daß die armen Kinder den Winter hindurch gesund bleiben können.

Eigentlich angebettelt wird man in Paris selten oder nie. Nur dann und wann hört man ein: Monsieur, je meurs de faim! (Mein Herr, ich sterbe vor Hunger) hinter sich her flüstern. Gewöhnlich sucht jeder Arme sich eine Art von gültigem Anspruch auf eine Gabe zu verschaffen. Der Eine läuft, mit dem Besen in der Hand, wenn Sie eben durch eine schmutzige Stelle gehen wollen, und fegt Ihnen schnell einen Fußsteig rein; der Andere benutzt einen Platzregen, der die Mitte der Straße mit Wasser füllt, legt ein bequemes Brett darüber und steht freundlich helfend daneben. Nach den Kleidern beurtheilt er diejenigen, die ihm etwas geben können oder sollen; alle die er für arm hält, läßt er ungehindert passiren, und hübschen Mädchen hilft er noch obendarein galant hinüber.

Doch es regnet ja jetzt nicht, und ich vergesse, daß wir spazieren gehen, um das Straßengetümmel zu beobachten. — Sollte man nicht Wunder denken, was in jenem dichten Kreise von Menschen Merkwürdiges vorgehe? Ein alter Kerl, vielleicht ein verdorbener Seiltänzer, hat

ein halbes Dutzend Gassenbuben Burzelbäume machen gelehrt. Ein Paar von seinen Lehrlingen scheinen ihm entwischt zu seyn, und die Kunst auf ihre eigene Hand treiben zu wollen. Sie haben dort an der Straßenecke ein Stück Tapete ausgebreitet, das so durchlöchert ist, daß es kaum noch zusammen hängt; ihren eigenen Lumpen haben sie gesucht, die Form von Luftspringer-Kleidung zu geben, und nun kullert sich der Eine auf dem Teppich herum, indessen der Andere die platten Späschen eines Paillasso nachzuahmen bemüht ist. — Eben so wenig Aufmerksamkeit verdient jener Kerl mit seinen Bechern; er ist ein gewöhnlicher Taschenspieler. — Aber einen Augenblick hinter diesen Vorhang zu treten, wird Sie nicht gereuen. Sie finden da ein seltsames weibliches Wesen, dem die Natur den Männerschmuck verliehen, ein Mädchen mit einem langen, schwarzen, dicken Capuziner-Bart. Betrug ist nicht dabei, ich hab' es genau untersucht. Das Mädchen ist noch in den Zwanzigen, und ihre Augen, die, als ich bei ihr war, noch obendrein trieften, sind von ein Paar gewaltig buschigten, kohlschwarzen Augenbraunen beschattet. Denken Sie sich nun dieses so reich verzierte Gesicht unter einem schmutzigen weißen Turban, gleich unter dem schwarzen Barte ein Paar starke weiße Brüste, die bloßen Arme und Füße, wie auch der Nakken, mit Haaren dicht bewachsen, und Sie werden freilich die Figur nicht reizend finden. Wären die Brüste nicht, und sänge sie nicht mit einer feinen kreischenden Stimme zum Davonlaufen, man würde sich nie überzeugen, daß wirklich ein Frauenzimmer vor einem stehe. „Sie sey aus Norwegen gebürtig, sagt ihr Begleiter, fünfhundert Meilen hinter Bergen." Ich gab mich für einen Dänen aus, und fragte nach ihrer Muttersprache. Das

machte das arme bärtige Kind verlegen. „Ich bin schon als ein Kind von drei Jahren nach Frankreich gebracht worden,“ antwortete sie mir mit dem gewöhnlichen Pariser Accent. — Hinweg von diesem Gegenstande, wo der Muthwille der Natur an der Schönheit des Weibes gefrevelt hat. Wandeln wir lieber ein wenig auf und ab, um einen flüchtigen Blick auf die mancherlei käuflichen Dinge zu werfen. Da werden wir oft die sonderbarsten Kontraste neben einander finden. Hier bietet man Ihnen Körbe voll junger Hunde von allerlei Gattung, dort das Portrait des Herrn Jesus Christus, welches in nichts weiter besteht, als in einem Blatt Papier, auf welchem die bekannte untergeschobene Stelle aus dem Josephus abgedruckt worden, die eine Beschreibung von Christus Gestalt enthält.

Diese kleine wandelnde Bude, mit der großen Mannigfaltigkeit von Waaren, verkauft alles Stück vor Stück für 18 Sous, jene für 25. Sie finden wirklich Dinge darunter, von denen man nicht begreift, wie sie um einen so geringen Preis losgeschlagen werden können. — Daneben liegt auf einem ausgebreiteten Tuche, ein großer Berg von Broschüren aller Art. „Kaufen Sie, meine Herren! „schreit der Eigenthümer, Sie haben das Aussuchen! Stück „vor Stück 6 Sous.“ — Ein anderer Brodneider sucht ihm den Handel zu verderben, und bietet seinen ähnlichen Haufen stückweise für 4 Sous. Freilich sind es meistens nur kraftlose Romane, aber ich habe oft auch gute Sachen darunter gefunden, z. B. einzelne Theile von Briefen der Madame de Sevigné u. s. w. Ich fand sie auf den zweiten oder dritten Griff. Wenn man sich Zeit nähme und die Mühe gäbe, den ganzen Haufen zu durchwühlen, so würde man gewiß für wenige Livres eine artige Sammlung

sich herausklauben können. — Bequemer aufgestellt, aber auch theurer, (obgleich immer noch spott wohlfeil) sind die alten Bücher auf dem Geländer des pont neuf und mehreren Quays: nach den meist schönen Bänden zu schließen, Ueberreste zerstörter Bibliotheken. Hier findet man oft die kostbarsten Werke, vollständig und trefflich konditionirt, um äußerst mäßige Preise.

Ich werde gewahr, daß die schöne Gold- und Silberbude Ihr Auge an sich zieht. Sie haben Recht, herrlichere Arbeit finden Sie weder in Augsburg, noch in Wien. Nur in der vortrefflichen Fabrik des dänischen Etatsraths Buch in St. Petersburg habe ich Kunstwerke gesehen, die sich mit diesen messen dürfen. Es ist schwer hier weiter zu gehen, ohne etwas zu kaufen; es ist leicht hier in Verführung zu gerathen, die Reichen zu beneiden. Aber bemerken Sie doch auch etwas Charakteristisches unserer jetzigen Zeit: dieses ganze Fenster steht voll goldener oder vergoldeter Monstranzen, ein Beweis, daß diese Waare jetzt stark abgehen muß. Wer hat also am Ende bei dem temporellen Umsturz der Religion gewonnen? Niemand als die Goldarbeiter. —

Ich bitte einen Schritt weiter zu thun, denn in der That, der Mann, der da die große mannigfaltige Menge von ausgestopften Thieren ausgestellt hat, verdient auch als Künstler Bewunderung; er hat wirklich den Gipfel seiner Kunst erreicht. Alles lebt, alles scheint sich zu bewegen. Sie strecken die Hand aus, um diesem Fuchs das Huhn abzujagen, das er im Munde trägt; es thut Ihnen weh zu sehen, wie der Habicht seine Klauen in den wehrlosen Krammetsvogel geschlagen; sie verweilen freundlich vor einer Kanarienhecke, in welcher die Mutter ihre Jungen füttert; Sie lächeln über den schönen Pudel, der

die Laterne im Rachen trägt, Sie glauben, er stehe nur still, weil der Herr dem er vorleuchtet, noch nicht hinter ihm ist. Eine große Menge einzelner Vögel verzieren den Hintergrund der Bude. Diese artige Kunst gewährt den Parisern noch den Vortheil, daß, wer einen getreuen Hund, einen geliebten Vogel, oder sonst ein Thier besaß an das er sich freundlich gewöhnt hatte, mit dem Tode dieses Lieblings ihn doch nicht ganz verliert. Für eine Kleinigkeit wird ihm die äußere Hülle, Leben=lügend zurückgegeben. Wirklich sind die Preise dieser Kunstwerke sehr gering. Das Ausstopfen eines kleinen Vogels z. B. kostet nur drei Livres (18 Groschen) wenn man den Vogel selbst liefert; sonst etwas mehr, nachdem der Vogel selten ist, oder nicht. — Dieser Schauplatz lebloser Lebendigkeit ist gewissermaßen noch jenem vorzuziehen, der wirklich von lebendigen Creaturen wimmelt, aber freilich durch die üble Ausdünstung zurückstößt. Wenn sie indessen es über sich gewinnen können, einige Augenblicke in der Bude zu verweilen, so werden Sie einen kleinen Begriff von der Arche Noah wieder mit herausnehmen, die auch schwerlich durch ihren Wohlgeruch berühmt geworden seyn würde. In Käfigen ohne Zahl herbergen Papagoyen, grau, grün und bunt, weiße Cacadus, prächtige indianische Raben; alle auf einmal singen nach ihrer Weise, daß Ihnen die Ohren gellen. Glauben Sie indessen nicht, daß trotz der Menge dieser Vögel, Sie einen derselben wohlfeil kaufen könnten. O nein, unter acht Louis bekommen Sie keinen; es wäre denn jener kleine, sperlingsartige Papagoy, der nicht spricht und nie sprechen lernt, den überläßt man Ihnen allenfalls für drei Louis. Diese buntgefiederten Ausländer nehmen, wie billig, den obersten Rang in der Vogelbude ein. Ihnen folgen die Tau=

ben und Hühner, und zwar von beiden die seltensten Gattungen in großer Anzahl. Türkische Enten, Perlhühner, Gold- und Silberfasane, Singvögel aller Art, von der Nachtigall bis zum Zeisig, dazwischen Pudel und Mopse, Eichhörnchen und Meerschweinchen, Hasen und Kaninchen, und neben den Tauben junge Wiesel, und neben den Vögeln Angolakatzen, alles im traulichen Verein; alle Wände sind mit Käfig tapezirt von unten bis oben, und sogar die äußere Mauer nach der Straße zu, so weit nur die Bude reicht. — Jetzt könnten wir in dieses prächtige Möbelmagazin treten, wo der Geschmack dem Luxus dient, zuweilen auch umgekehrt, aber warum sollen wir uns das Herz schwer machen, da wir Fremdlinge doch nichts mit uns fortnehmen können, und wie man in guten Häusern sich heut zu Tage möbliert, das will ich Ihnen nicht auf der Straße zeigen. — Aus gleichen Gründen lassen Sie uns schnell an diesem bunten und von Gold schimmernden Porcellainmagazin vorübergehen, wo die glasartige Materie in den gefälligsten und mannigfaltigsten Formen aufgeschichtet ist. Ein reizender Anblick fürwahr, der mich schon manche Viertelstunde gefesselt hat. — O lassen Sie sich mit dem Weibe nicht ein, das Ihnen durchaus ein Loos zu der National-Lotterie aufdringen möchte. „Für eine Kleinigkeit 75000 Livres zu gewinnen!" schreit sie unaufhörlich, als habe sie es von einem Braunschweiger Collecteur gelernt. Doch bescheidener als dieser, verfolgt sie Sie wenigstens nicht mit Briefen, sondern nur bis an die Straßenecke. — So, jetzt sind Sie sie los. Ein freundlicher Savoyard, der, wenn Sie befehlen, auch Ihren Schooshund scheert, kämmt und wäscht, erbietet sich Ihnen die Schuh zu putzen. Sie wollen aber ihren Fuß nur weiblichen Händen anvertrauen,

und können einige Schritte weiter, auch dieser sittsamen Bedenklichkeit ein Genüge leisten.

Itzt schlag' ich Ihnen vor, den Quay de l'école langsam hinab zu wandeln, und damit unsern heutigen Spaziergang zu beschließen. Alle Caffeehäuser und Restaurateurs lassen wir linker Hand liegen, so apetitlich die Inschriften auch lauten, die mit großen Buchstaben auf die Glasthüren und Fenster gemahlt sind: kalte und warme Frühstücke, Gabel-Frühstücke (déjeuners à la fourchette), Rum- und Arrak-Punsch, Eiskäse, Milchkaffee, Schokolat u. s. w. Der nächste Nachbar ladet uns zu einer Partie à la poule, und wiederum der nächste zu einer Partie Billard; zwischen beiden verspricht uns ein dritter köstliches Märzbier. Alles vergebens, wir wandeln fürbaß. Auch auf der Straße selbst reizen uns weder die eben gebratenen heißen Kastanien, noch die aufgeschichteten Aepfel und Weintrauben, noch die schmutzigen Ganymede, die aus großen zinnernen Schleifkannen blanke zinnerne Becher mit einem faden Getränk füllen, das dem russischen Sbiten ähnelt. Ein solcher Becher voll kostet freilich nur einen Sous, aber ich rathe Ihnen lieber zum klaren Wasser, das gar nichts kostet. — Ha! wie lebhaft ist dieser Weg an der Seine herunter. Linker Hand die schöne Häuser-Reihe, wo Bude an Bude grenzt, wo die Waaren aller Welttheile, ja sogar die Waaren anderer Welten zur Schau gestellt sind, (denn auch die famösen Mondsteine kann man irgendwo kaufen); dann das bunte Menschengewimmel auf der Straße, und die Fiakers, und die verdammten Cabriolets, vor denen wir hier in Sicherheit sind. Und nun werfen Sie ihre Blicke rechts hinab auf den Fluß. Alle Wäscherinnen des Erdbodens scheinen sich hier ver-

sammelt zu haben. Auf langen, durch ein Dach bedeckten Böden stehn sie in langen Reihen, und schlagen unbarmherzig die einzelnen Stücke, die sie nachher zu Wäschbergen aufschichten. Hoch schwingen sie die dicken fleischigten Arme, gewaltig schlagen sie drauf los, und dennoch hört man wenig von ihren Keulenschlägen, weil die liebliche Rede ihres Mundes das Getöse verschlingt.

Was dieser Gruppe etwa an Schönheit mangelt, das ersetzen die einzelnen Bäder, die in allerlei Gestalten auf der Seine herumschwimmen, und unter welchen sich besonders die von Vigié auszeichnen. Indessen übertrift die innere Einrichtung doch keinesweges an Ordnung und Eleganz die des Berliner schwimmenden Bades, im Gegentheile ziehe ich das letztere noch vor. Nur die Größe der Pariser Bäder ist imposanter und die Umgebung von einigen anmuthiger, denn Blumen und Bäume, duftend und beschattend, sind um sie her gepflanzt worden. — Lassen Sie uns einen Augenblick diese neue Brücke besteigen, durch welche die Regierung den Parisern zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen ein herrliches Geschenk gemacht hat. Sie ist so glatt gedielt als man nur immer von einem Zimmer erwarten darf, und da zu beiden Seiten einige Stufen hinaufführen, folglich kein Renter und kein Wagen den Fußgänger beunruhigen kann, so wird diese Brücke im Frühling und im Herbst der feinen Welt zu einem der angenehmsten Spaziergänge dienen. Noch ein Vortheil ist es, daß man die Erlaubniß darüber zu gehen mit einem Sous bezahlen muß, denn so ist man sicher auf der Brücke selbst, wo man, so lange man will, verweilen darf, nicht von Bettlern belästigt zu werden. Und welch' eine liebliche Aussicht zu beiden Seiten! Auch kann man, besonders jetzt, fast jeden Morgen das bedeutende Schau-

spiel mit ansehen, wie die platten zur Landung in England bestimmten Böte auf der Seine manövriren. Freilich will es mit dem Rudern der Soldaten noch nicht recht fort, und wenn nicht der erhabenstehende Trommelschläger den Tact angiebt, so gleicht das Boot, mit seinen vielen Rudern zu beiden Seiten, zuweilen einem Wagen, der über eine lockere Knüppelbrücke fährt, wo die Knüppel einer um den andern sich heben und fallen. Aber ein wenig Uebung, und es wird schon gehen, wenn nur das offene Meer eben so gutmüthig ist als die Seine. —

Ueberall ist dieser Fluß durch Thätigkeit und Fleiß belebt. Hier treibt er Mühlen um den Einwohnern Nahrung zu bereiten, oben führt er Kohlenschiffe herbei um sie zu wärmen; weiter unten wird das Wasser aus seiner Mitte an das Ufer geleitet, und dort durch Leinewand in Fässer gepumpt, um den Durstigen ein reines Getränk zu liefern. Auch diese gehäufte Kornsäcke haben seine Wellen hergetragen, auch jene Weinfässer liefert er ungewässert in die Keller der Wiedertäufer. Hier sehen Sie ein buntes Gemisch von Käufern und Verkäufern. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht mit Ihrem weißen Gewande an jene schwarze Köhler herstreifen. Kommen Sie auch nicht den muntern und rüstigen Auvergnaten zu nahe, die sich zum Spas so derb boxen, daß unser Eins im Ernst davon sterben könnte, und die dabei ein Patois sprechen, von dem wir wenigstens keine Sylbe verstehn. — Retten Se sich aus dem Getümmel auf diesen freien Platz — ach! es ist der Platz Lagreve, auf dem vormals nur der Verbrecher büßte, der aber während der Schreckenszeit das Blut so mancher Edlen fließen sah. Hier ist die Stelle, auf welcher die Guillotine lange permanent war, dort an jener Ecke die Laterne, an deren Arm man Fou-

lon erwürgte. Sie schaudern? wir wollen den Ort verlassen, der vor wenig Tagen der letzten Hinrichtung zum Schauplatz diente; denn für künftige Exekutionen hat die Regierung eine andere Gegend der Stadt bestimmt. Wo? Darum hab' ich mich nicht bekümmert, denn ich bin kein Liebhaber von Hinrichtungen.

Um Ihre rege Phantasie von jenen düstern Gegenständen abzulenken, wollen wir schnell unter den Haufen uns mischen, der den scharlachrothen Marktschreier umringt. Der Mann mit seiner Habichtsnase stellt sich, als spräche er das Französische mit einem italienischen Accent. „Ich „komme eben aus Neapel," ruft er laut, „ich habe ge„hört von dem guten Pariser Volke. Kein Eigennutz treibt „mich her. Gott bewahre mich dafür! Blos das Verlan„gen der großen Nation und dem guten Pariser Volke zu „dienen. Sehen Sie hier, meine Herren, diese köstliche „Arzenei! Jede Flasche derselben kostet auf Ehre mich selbst „6 Livres, aber ich bin zufrieden, wenn ich der leidenden „Menschheit Hülfe bringe, ich verlange nichts, gar nichts, „gar nichts, ich verschenke meine Flaschen, ja, ja ich „verschenke sie. Wer will davon haben, der trete her„zu. — Wie? Es meldet sich Niemand? — O warlich! „das Pariser Volk ist noch besser als man es mir geschil„dert hat; es ist zu stolz, zu edel, es will nichts geschenkt „haben. Wohlan! damit Eure Delikatesse nicht beleidigt „werde, will ich denn einen Preis darauf setzen, doch so „gering, als möglich. Statt 6 Livres begehre ich nur 6 „Sous. Kauft! kauft!"

Und siehe da, nun strömt alles herzu und kauft. — Nicht wahr, liebe Freundin, jetzt gehen wir lachend nach Hause. —

Der erste Konsul und dessen Umgebungen.

Es wäre kühn und zwecklos, wenn ich über Bonaparte als Helden oder Staatsmann, sprechen wollte. Thaten durch Erfolg gekrönt, sind immer Heldenthaten, und diejenige Staatskunst ist die rechte, die dem Lande Glück und Ruhm bringt. Daher kann nur die Nachwelt über den Mann richten, der jetzt, wie einst vom Jupiter gesungen wurde, mit seinem Augenwimper Welten bewegt. Und worauf wird das Urtheil der Nachwelt sich gründen? Abermals fast nur auf den Erfolg; wir beschränkte Menschen haben nun einmal keinen andern Maasstab. Erkämpft Bonaparte Frieden und lange Ruhe; darf er das Schwert für eine Reihe von Jahren sinken lassen, — (es ganz in die Scheide zu senken, wär' ihm schwerlich zu rathen), — so wird er auch gewiß alle die wohlthätigen Begleiter des Friedens unter seinem Schilde sammeln. Man giebt ihm Schuld, was man schon vielen großen Männern vorgeworfen, er achte die Menschen wenig, sie seyen ihm nur Mittel zum Zwecke. Gesetzt dem wäre so, (und ohne zu erinnern, daß dem Manne auf des Berges Spitze die Menschen im Thale nur klein scheinen, der Regent hingegen an des Volkes Spitze nicht wenig Menschen kennen lernt, die wirklich klein sind,) — gesetzt also dem wäre so, was kümmert es das Volk, zu wissen, warum Bonaparte es glücklich gemacht hat? — Wenn nur die schöne Zeit wiederkehrt, wo jeder Bauer sein Huhn in den Topf steckt, wird er dabei fragen: ist es auch die Liebe des Regenten, der ich meinen Wohlstand verdan-

ke? Oder fehlte ihm nur mein Wohlstand noch zu seinem Ruhme? — Nein, auf solche Spitzfündigkeiten läßt sich das Volk nicht ein. Je glücklicher es ist, desto weniger denkt es an den Urheber seines Glücks; denn die Völker machen es mit ihren Regenten, wie die Menschen überhaupt mit Gott, sie klagen oder murren nicht eher, als bis es ihnen übel geht, gleichviel ob mit oder ohne ihre Schuld.

Schwer mag es seyn, auf einem solchen Posten die Menschen noch zu lieben oder gar zu achten. Wenn jeder der sich naht, das Herz verschließt und nur die Hand öffnet, um zu empfangen; wenn jeder seine schönsten Farben breit zur Schau legt, wie die Blumen beim Sonnenschein, und geschwind die Blätter zusammen faltet, wenn eine Regenwolke vorüber zieht; wenn alle und alle nur durch Ehrgeiz oder Habsucht an den Thron, und nicht an den, der darauf sitzt, gefesselt sind: wenn Alle morgen dem neuen Herrscher dasselbe vorlispeln, was sie heute dem alten vorgelispelt haben: sagt mir ums Himmelswillen, wo soll Achtung für die Menschheit herkommen? — Nur ein Freund, in der wahren Bedeutung des Wortes, ein Freund wie Sülly es Heinrich dem Vierten war, kann des Regenten Herz vor dieser starren Kälte bewahren, die unvermeidlich sonst ihn menschenfeindlich ergreifen muß.

Doch ist das, wie gesagt, nur für ihn ein Unglück, nicht für sein Volk; denn das wird entweder gar nicht nach der Quelle seines Glückes fragen, oder recht gern der Liebe beimessen, was die Ruhmsucht erzeugte.

Als ich nach Paris kam, war ich äußerst begierig, den gefeierten Helden des Jahrhunderts zu sehen. Einige Tage verstrichen, mein Wunsch blieb unerfüllt. Endlich eines Abends im Théatre français, wurde die Vor-

stellung durch ein lautes allgemeines Klatschen unterbrochen, und aller Augen wandten sich nach Bonaparte's Loge, welche dicht an der Bühne befindlich ist. Ich war unglücklicherweise grade in einer Loge, wo ich ihn nicht sehen konnte; da aber die Mitglieder des Théatres français mir sehr gütig das Recht eingeräumt hatten, nach meinem Belieben im ganzen Hause zu gehen wohin ich wollte, so bediente ich mich jetzt dieses Rechtes schnell, um auf die Bühne selbst zu eilen, und da aus einer Kulisse, der Loge des ersten Konsuls grade gegenüber, den merkwürdigen Mann rechts ins Auge zu fassen. Schon öfter war ich auf dem Theater gewesen, und nie hatte ich ein Hinderniß daselbst gefunden; wie erstaunte ich daher nicht, als ich jetzt die drei ersten Koulissen mit Konsular-Garde besetzt fand, die jeden der sich nähern wollte zurückwiesen; ja sogar das Kammermädchen der Mademoiselle Duchesnois, welche letztere, ich weiß nicht mehr welche Rolle spielte, traf dieses Schicksal, ungeachtet ihre Gebieterin ihrer nothwendig bedurfte. Indessen wurde, durch Verwendung der Herren Lafond und Monvel, die grade gegenwärtig waren, für mich sowohl als für das Kammermädchen das strenge Verbot aufgehoben, dessen Grund ich mir nicht wohl erklären kann. Als bloße Sicherheits-Maaßregel scheint es mir unzulänglich. Vielleicht liebt Bonaparte nicht, angegafft zu werden; da hat er freilich Recht, aber er muß sich daran gewöhnen, denn es ist nun einmal unzertrennlich von einem solchen Posten. Vielleicht rührte der Befehl auch gar nicht von ihm selbst her; vielleicht hat er ihn sogar gemißbilligt; ich erinnere mich wenigstens nicht, nachher wieder Konsular-Garde auf der Bühne gesehen zu haben.

Im Schauspiel sitzt er still und ernst, scheint sehr aufmerksam, spricht mit keinem seiner Begleiter, (die alle hinter ihm stehen), giebt kein Zeichen weder des Beifalls noch des Mißfallens, auch nicht einmal durch eine Miene. Das Parterre empfängt ihn jedesmal mit rauschendem Beifall, übrigens aber bekümmert es sich nicht um ihn. Das Recht zu pfeifen und zu toben läßt es sich nicht rauben, und ich habe es in Bonaparte's Gegenwart erlebt, daß ein neues Stück, welches er doch auch zu sehen gekommen war; nicht einmal ausgespielt werden durfte. Bei diesem Muthwillen bleibt er ganz gelassen, vermuthlich eingedenk, daß die Pariser wie die Römer panem et circenses haben müssen, wenn sie ruhig bleiben sollen. — Bonaparte liebt vorzüglich Trauerspiele. Er hat sich gegen mich selbst, mit guter Laune, gegen die Dramen erklärt, ließ aber auch die aus Voltaire hergenommene Einwendung gelten; que tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux. Man glaube auch nicht, daß er darum eben ein Feind der Lustspiele oder Dramen sey: ich habe ihn vielmehr der ersten Vorstellung eines neuen Lustspiels beiwohnen sehen, und mein Drama: Bruderzwist, besuchte er, als es grade nach einem Trauerspiel dargestellt wurde, bei welchem er nicht gegenwärtig war.

Seine Logen in den vier ersten Theatern sind sehr reich und geschmackvoll verziert. Unter die Verzierungen gehört besonders auch ein goldner Stern, der bald unter, bald über der Loge angebracht ist. Man sagt, er glaube an einen Glücksstern, und vertraue mehr auf denselben, als auf sein großes Genie. Wenn das auch wahr ist, (wie mich viele versichert haben), so kann das dennoch seinen Ruhm nicht schmälern. Wenn der

Grieche, den das Orakel für den Weisesten erklärte, seiner Weisheit unbeschadet, einen Dämon haben durfte, warum denn nicht Bonaparte einen Stern? —

Die große Parade, jetzt eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von Paris, hab' ich auch ein paarmal mit angesehen. Es ist in der That ein imponirendes Schauspiel. Ich befand mich nebst einigen Anderen in einem Saal der bel-étage, fast in der Mitte der Tuillerien, durch welchen Bonaparte gehen mußte. Die Bedienten hatten uns diesen Platz mit vieler Höflichkeit angewiesen, und unsern Uniformen verdankten wir es, daß wir auch da bleiben durften; denn bald kam ein Adjutant, der einem unserer Gefährten im Frack (jedoch abermals mit großer Höflichkeit), andeutete, er könne hier nicht stehen bleiben, und ihm eine andere sehr gute Stelle anweisen ließ.

Alle Säle waren en haie mit Garden besetzt, zehn bis zwölf Mann in jedem Saale, alle zwei bis drei Schritte ein Mann, so auch die Treppen, wo jede Stufe zwei Mann trug. Auf dem großen Hofe der Tuillerien war die Infanterie bereits aufmarschirt, vier oder fünf verschiedene Regimenter. Die Uniformen würden wenig ins Auge fallen, denn sie sind einfach, und die langen Röcke scheinen mir weder schön noch bequem, aber die gewaltigen Bärenmützen gewähren einen kriegerischen Anblick. Die Fahnen der Konsular-Garde sind nicht bloß mit den Nationalfarben geschmückt, sondern führen in der Mitte goldne Sonnen, und sind größtentheils grün, auch die Federbüsche der Gardeofficiere sind roth und grün. Eine eitle Zierde jedes Regiments ist der Regimentstambour, der von dem Corps der Officiere mit verschwenderischer Pracht gekleidet wird, wobei man es stets einander zuvor

zu thun sucht. Man wählt dazu die größten und schönsten Leute, ihre Kleider sind, wenn ich nicht sehr irre, von Sammet und so reich mit Gold verbrämt, daß man die Grundfarbe kaum sehen kann. Noch eine Eitelkeit des jetzigen französischen Militairs ist der Backenbart, der so sehr mit Liebe gepflegt wird, daß er zu einer ungeheuren Größe heran wächst. Unter den Sappeurs giebt es sogar Männer, die den ganzen rabenschwarzen Bart haben wachsen lassen, so daß er bis tief auf die Brust herabhängt. — Außer der Grille auf dem Karousselplatze stand die Kavallerie: Chasseurs, Garde zu Pferde, und ein außerordentlich schönes Regiment Kürassiere. Auch das Häuflein der Mamelucken zeichnete durch seine orientalische Tracht sich aus.

Jetzt wurden die Fahnen aus den Zimmern des ersten Consuls geholt. Bald darauf kam er selbst, von Generalen und Adjutanten umgeben, die alle prächtig gekleidet waren, indessen Bonaparte eine sehr einfache Uniform trug, ohne Stickerei oder sonstigen Schimmer, und einen Hut ohne Tresse, Quaste oder Feder. Er gieng sehr schnell. In der Hand trug er bloß eine kleine Reitpeitsche. Unten an der Pforte bestieg er einen Schimmel, und ritt dann, von einem glänzenden Schwarm begleitet, langsam durch die Reihen auf und nieder. Nachdem er auf diese Weise die Infanterie beschaut hatte, ritt er hinaus zu der Kavallerie und machte es da eben so. Hier war auch außer den Truppen noch eine große Menge Volks versammelt, und von Vielen wurden ihm Bittschriften überreicht. So viel ich bemerkt habe, durfte Jeder zu ihm treten, und was ich von den großen Vorsichtsanstalten gehört hatte, die zu seiner Sicherheit getroffen würden, fand wenigstens heute nicht statt, denn wie er da unter dem Vol=

ke herum ritt, war sein Leben in der Hand eines jeden entschlossenen Bösewichts. — Auch als er wieder in den Hof hereinritt, wurde er verschiedene male von Frauenzimmern angehalten, die ihm in der That sehr nahe auf den Leib traten, mit ihm sprachen und ihm Bittschriften hinauf reichten. Er gab diese, so viel ich sehen konnte, seinen Adjutanten. Doch eine, deren Ueberreicherin (wenn meine Augen mich nicht getäuscht haben) sogar den Zügel seines Rosses gefaßt hatte, entfaltete er sogleich, las sie auf dem Pferde und gab der Supplikantin einen kurzen Bescheid. — Während dieser ganzen Heerschau war sein treuer, prächtig gekleideter Mameluck nicht dicht hinter ihm, (wie man so oft in Deutschland uns erzählt), sondern bloß im Gefolge hinter allen Generalen.

Jetzt kam der Held zurück und hielt vor dem Eingang der Tuillerien, nur wenige Schritte von dem Platze, den ich einnahm; hier überreichte ihm der türkische Gesandte im Namen des Großherrn zwei Pferde zum Geschenk, die sehr schön seyn sollen, von deren Schönheit aber dem Auge wenig sichtbar wurde, weil das lange, weite, von Gold und Perlen strotzende Reitzeug sie fast ganz bedeckte. Muthig waren sie allerdings, denn als zwei Türken sich darauf setzten, um auf dem Platze sie herum zu tummeln, ward der Eine sogleich abgeworfen, schien aber das Ding gewohnt zu seyn, denn er stand flugs auf den Beinen und war auch mit Einem Sprunge wieder im Sattel. — Bonaparte, der während dieser Kavalkade oft Tabak aus einer sehr einfachen Dose von Schildplatt schnupfte, würdigte das Geschenk eben keiner großen Aufmerksamkeit; kaum warf er dann und wann einen gleichgültigen Blick darauf. Hingegen schien er ganz mit den Truppen beschäftigt, die er jetzt, ein Regiment nach dem andern,

einige Manövers machen ließ. Der Kommandeur des Regiments trat jedesmal mit gezogenem Säbel zu ihm, empfieng seine Befehle und kommandirte dann diesen gemäß. Besonders mußte jedes Regiment einige Quarrés formiren, vielleicht zur Erinnerung an den Krieg in Egypten. Die eine Konsular-Garde ließ er unter andern das Exercitium machen, wo beim Anschlagen und Feuergeben das erste Glied auf das Knie fällt, und die andern beiden über dasselbe wegschießen. Ich weiß nicht, ob das Kommando etwa unrichtig verstanden worden war, aber so viel ist gewiß, daß es höchst unvollkommen executirt wurde. Halbe Kompagnien blieben stehen und besannen sich, und ließen sich endlich Einer nach dem Andern gemächlich auf das Knie nieder. Der erste Konsul äußerte selbst sein Mißfallen dadurch, daß er das leichte Exercitium sieben oder achtmal wiederholen ließ. — Hierauf defilirte die Infanterie vor ihm vorbei, und ließ ihre herrliche Feldmusik ertönen, die man wohl sonst nirgend in dieser Vollkommenheit hört. Es sind durchaus keine gewöhnlichen Märsche, wo derselbe Theil immer regelmäßig zweimal wiederkehrt: ich möchte es vielmehr Marsch-Symphonien nennen, die gewiß von guten Meistern komponirt worden, und mit außerordentlicher Präcision vorgetragen werden. — Als die Infanterie den Hof verlassen hatte, ritt die Kavallerie herein, und defilirte auf trefflichen Pferden (vielleicht Hannöverischen), gleichfalls vor dem ersten Konsul vorbei. Von diesen Regimentern mußte jedoch nur Eins ein paar Manövers exekutiren, womit dann die heutige große Parade ihre Endschaft erreichte. Bei der zunächst folgenden marschirte auch zum Erstenmal ein Bataillon Matrosen mit auf, das besonders durch seine Bewaffnung mit Enterhaaken sich auszeichnete.

Wir eilten jetzt, um dem ersten Konsul nicht bei seiner Zurückkunft zu begegnen, hinunter in den Saal der Ambassadeurs, (oder vielmehr in einige sehr einfache Zimmer, die so genannt werden), wo wir das Corps diplomatique sammt allen Fremden, die heute präsentirt werden sollten, versammelt fanden. Da man hier nichts als Sterne und Ordensbänder sah, so schien es, als sey man plötzlich an einen monarchischen Hof versetzt worden. Nur das Costüm der Pallastpräfecten, die in ihren gestickten Scharlachkleidern mit blauen Schärpen zwischen uns herum wandelten, erinnerte an die republikanische Consularchie. Officianten und Bediente, in grüner Kleidung mit Gold verbrämt, boten uns Liqueure und dergleichen Erfrischungen, worauf sich endlich der ganze schimmernde Haufe in Bewegung setzte, und die Paradetreppe hinauf stieg. Die Hecke von Gardesoldaten, auf beiden Seiten, stand noch wie zuvor auf Treppenstufen und in Sälen. Oben an der Treppenruh paradirte etwa eine halbe Compagnie mit dem Trommelschläger. Wir zogen langsam durch drei bis vier Säle, die mit allerlei Neu-Französischen Trachten angefüllt waren, als da sind huissiers in schwarzen Kleidern mit goldenen Ketten um den Hals, an welchen Medaillen hängen, grade wie sie vormals die Ritter trugen; eine Menge einfache, blaue, mit Gold und Silber gestickte Uniformen; (auch die Beinkleider sah ich bei vielen längs der Näthe gestickt), u. s. w. Die Säle, durch welche wir giengen, waren dieselben, in welchen ich vor dreizehn Jahren noch die hundert Schweizer, à la Henri IV. gekleidet, gesehen hatte; dieselben, durch welche die ganze Königliche Familie damals in die Messe an mir vorüber zog. Ich empfand eine sonderbare wehmüthige Beklemmung, als ich in diesem Augenblicke je-

nes Augenblicks gedachte! — Jetzt öffneten sich die Thüren des Audienzzimmers, dessen schönste Dekoration die Fahnen sind, welche da mahlerisch gruppirt aufbewahrt werden. Bonaparte stand zwischen dem zweiten und dritten Konsul, welche reich gestickte Scharlachkleider, aber nach dem gewöhnlichen Schnitte trugen. Auch der Oberrichter (grand juge) war in seinem Costüm gegenwärtig, das dem der Kardinäle nicht unähnlich ist. — So bald ein Kreis sich formirt hatte, trat Bonaparte hervor, sprach zuerst mit dem anwesenden Chur-Prinzen von Würtemberg, und dann in der Reihe herum, gerade so wie andere Könige und Fürsten es zu machen pflegen, mit den Ministern fremder Höfe, die ihm bei dieser Gelegenheit ihre Fremden präsentirten.

Keines von den Bildern, die ich in Deutschland oder Frankreich von ihm gesehen habe, gleicht ihm ganz; die meisten gleichen ihm gar nicht. (Zu den letztern gehört unter andern Davids berühmtes Gemälde.) Am besten hat ihn Isabey getroffen, der ihn in ganzer Figur stehend dargestellt hat, und von dessen Bilde auch ein recht guter Kupferstich vorhanden ist. Ihm bei weitem am ähnlichsten, finde ich das Brustbild auf den neuen Fünf-Franken-Stücken vom Jahre zwölf; so oft ich dies betrachte, steht der erste Konsul lebhaft vor mir. Er hat seit einiger Zeit zugenommen, welches einen Mann, wie Bonaparte grade nicht vorzüglich kleidet, denn man ist gewohnt, ihn ganz Geist zu denken, und die Phantasie erlaubt ihm gleichsam nur so viel von irdischer Hülle, als eben nothwendig ist zum Werkzeug des Geistes. Ich wette, daß sich Niemand Bonaparte wohlbeleibt denken kann, und doch ist er es jetzt ein wenig, scheint es vielleicht auch mehr, weil er klein von Statur ist. Sein Profil ist das

eines

eines alten Römers, ernst, edel, ausdrucksvoll. Wenn er immer schwiege, so würde sein Ernst etwas Kaltes, Zurückschreckendes haben; so bald er aber redet, ziert ein wirklich holdes Lächeln seinen Mund, und man gewinnt Vertrauen zu ihm. Grade das war der Fall mit Paul dem Ersten, dessen Freundlichkeit man nicht widerstehen konnte.

Da ich eben Pauls des Ersten gedenke, so darf ich nicht vergessen zu erwähnen, daß der erste Konsul mit mir über diesen unglücklichen Monarchen sprach, und mit Innigkeit seine Hochachtung für ihn bezeigte. „Er war ein Hitzkopf,“ sagte er unter andern, „aber er hatte ein vortreffliches Herz.“

Einige Schritte von mir stand der amerikanische Gesandte, mit dem er, wenn ich anders recht verstanden, über den Handel seines Vaterlandes sprach. Der Gesandte ließ, hierdurch veranlaßt, einen leisen Wunsch nach Frieden fallen; der erste Konsul zuckte die Achseln, als wolle er sagen: meine Schuld ist es nicht. Auch schienen einige Worte über diesen Gegenstand ihm auf der Lippe zu schweben, aber er verschluckte sie und gieng weiter. — Mit großer Leichtigkeit und Unbefangenheit sprach er von den verschiedenartigsten Materien, worunter denn, als er zum zweitenmal sich mir nahete, auch das Theater Platz fand. Er nannte uns Deutsche melancholisch, und meinte, durch die rührenden Dramen werde das französische Trauerspiel etwas beeinträchtigt: er liebe nicht zu weinen u. s. w. — Wenn ich anführe, was der erste Konsul mit mir selbst gesprochen, so hebe ich natürlich dasjenige aus, was, ohne Rücksicht auf mich, für das Publikum Interesse haben kann. Aus einer Art von Reisebeschreibung sein Ich ganz zu verbannen, ist nicht wohl

möglich, aber sich hüten soll man, daß man es nicht in den Vorgrund stelle, wie man wohl neulich erlebt hat.

Als der erste Konsul seine Runde gemacht hatte, trat er wieder zwischen die beiden Konsuls, die sich während der ganzen Zeit nicht vom Platze gerührt hatten, verbeugte sich und gab dadurch das Zeichen zum Aufbruch, blieb auch so lange stehen, bis das ganze Corps diplomatique hinaus war. — Ein zahlloses Volk, mit dem Bedürfniß zu gaffen auf jedem Gesichte, umgab die Tuillerien, während der Parade, und auch noch jetzt, wurde aber von den Schildwachen sehr in Respekt gehalten; und kaum konnte man sich einbilden, daß diese nemlichen Gaffer einst jene Kugeln gegen die Tuillerien schlenderten, deren Spuren man noch überall in der Mauer sieht, weil man mit Fleiß die Löcher nicht allein nicht ausgebessert, sondern vielmehr die Kugeln darin hat stecken lassen, und neben jede solche Stelle mit großen Buchstaben geschrieben: der zehnte August.

Eines unangenehmen Nachspiels der Präsentation beim ersten Konsul muß ich noch erwähnen. Am andern Morgen nemlich meldeten sich die Musikanten des ersten Konsuls, um mir zu meiner Ankunft Glück zu wünschen, das heißt um ein Geschenk zu erhalten. Da ihrer nur zwei waren, so glaubte ich genug zu thun, wenn ich jedem einen sechs Livres-Thaler verehrte, allein sie waren damit nicht zufrieden, sondern erklärten, daß ihrer 24 seyen. Hier vergieng mir die Geduld. Ich sagte ihnen sehr höflich, die Gratulation solcher Künstler könne keinen andern Preis haben, als den Dank für eine solche Ehre, und ließ sie mit langen Gesichtern abziehen. — Gewiß weiß ihr Chef nichts von dieser Art zu betteln, und ich glaube durch die Bekanntmachung ein gutes Werk

zu stiften, denn jeder Franzose, der dies lies't, wird eilen das Seinige beizutragen, um eine Gewohnheit abzuschaffen, welche die Nationalehre beeinträchtigt.

Von den Mittagstafeln beim ersten Konsul ist schon oft allerlei gedruckt worden, und ich weiß dem wenig beizufügen. Daß Bonaparte kein Liebhaber von langen Zutischsitzen ist, weiß Jedermann. Daß man zwar gut bei ihm ißt, aber daß er auf Leckerei nichts hält, ist auch bekannt. Er selbst soll öfter gesagt haben: wer recht gut essen will, muß nicht zu mir kommen, sondern zum Konsul Cambaceres gehen. — Die festlichen Tafeln in der großen Gallerie bestehen zuweilen aus einigen hundert Personen; ich bekenne aber, daß diese ungeheure, so imposant verzierte Gallerie, Empfindungen weckt und unterhält, die der Eßlust eben nicht vortheilhaft sind. Man denke sich die Wände mit Gobelins bedeckt, auf welchen die Schlachten Constantins prangen, (die aber leider auf der Sonnenseite sehr zu erbleichen beginnen), dazu stelle man in geringen Zwischenräumen längs den Wänden hinab, die größten Helden Frankreichs in Lebensgröße, aus weißem Marmor gehauen und trefflich gearbeitet, als Bayard, Condé, Turenne u. s. w. und man wird mit mir fühlen, daß ein Kriegsrath, ein Friedensschluß oder ein Gesandten=Empfang, sich besser in einem solchen Lokal ausnimmt, als Tellergeklapper. Auch einige bekannte Antiken befinden sich hier: der Jüngling, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, und die Knochenspielerin. Die mannigfaltigen Gemälde an Platfond haben auch großen Werth. Schade nur, daß die Decke mehrere Risse hat. — Der eigentliche auch ziemlich große Speisesaal, der mit den Zimmern der Madame Bonaparte eben

nicht zum bequemsten verbunden ist, zeichnet sich allenfalls bloß durch edle Einfachheit aus.

Da ich grade von der Pariser Wohnung des ersten Konsuls und seiner Gemahlin rede, so will ich gleich sagen, was mir noch bemerkenswerth geschienen. Die Zimmer der Madame Bonaparte sind sehr geschmackvoll verziert, aber durchaus nicht mit Pracht überladen. Einige köstliche Bronzen, die man aber schon vormals in Versailles gesehen, wenige treffliche Gemälde, (unter welchen eine schlafende Venus von Correggio obenan steht), einige Marmorarbeiten und Mosaiken aus der Florentiner Fabrik, und schöne Vasen aus der Fabrik de Sevres, das ist ungefähr Alles, was von der Möblirung kostbar genannt werden kann. Vieles dergleichen findet man auch in reichen Bürgerhäusern. Die Zimmer mit seidenem Zeuge von Einer Farbe, faltig zu drapiren, ist jetzt der neueste Geschmack, der sich aber, so lieblich er auch ist, schwerlich lange erhalten wird, weil der Staub sich zu sehr in die Falten legt, und die Bedienten schwerlich bis an die Decke hinauf die Wände täglich reinigen werden. In einem der Gesellschafts-Zimmer der Madame Bonaparte ist diese Draperie in kleinen Zwischenräumen durch goldene Leisten perpendikulär getheilt, oder gleichsam liniirt, welches einen schönen Effekt macht. Im Schlafzimmer, dessen sowohl sie als er sich bedienen, hangen mehrere hübsche Gemälde, sonst aber ist es ganz einfach, so wie auch das Toilettezimmer, welches artig getäfelt und das nemliche ist, in welchem die Königin vormals sich zu kleiden pflegte. Man hatte mir gesagt, Madame Bonaparte bediente sich daselbst der goldenen Toilette der unglücklichen Königin, es ist aber nicht wahr; ich habe auf ihrem Putztisch keine prächtigen oder goldenen Gefäße gesehen. Zwe

kleine niedliche Badezimmer machen das Ende einer Wohnung, die etwa alles in allem aus sieben oder acht Piecen besteht, und folglich noch lange nicht z. B. den endlosen Prunkgemächern der russischen Großen gleicht. Im Vorzimmer hängen ein Paar große Bilder von einem niederländischen Maler, welche Scenen aus dem Leben Ludwigs XIV. darstellen, und vormals im hotel Condé gefunden wurden. — Das Zimmer, wo die Konsuls ihre Sitzungen halten, ist dasselbe, in welchem die Fahnen aufbewahrt werden, und das einzige auffallende Möble darin ist eine sehr große Erdkugel, auf welcher die Finger oft hin und her fahren mögen, um das Schicksal der Länder zu bestimmen, die sich mit derselben herumdrehen. — Der Saal des Staatsraths und die daran stoßende kleine Kapelle sind anständig, zeichnen sich aber durch nichts aus. Auffallend war es mir und andern, daß jeder Konsul und jeder Staatsrath ein Nadelkissen vor sich stehen hat, und auffallend blieb es mir auch noch alsdann, als ich bei näherer Untersuchung fand, daß diese Nadelkissen eigentlich zu Oblatenschachteln dienten. — Ehe ich von den Tuillerien scheide, muß ich noch dankbar erwähnen, daß alles, was darin auf und nieder und durcheinander wandelt, Beamte, Bedienten und Schildwachen, alle höflich und zuvorkommend im Antworten und Zurechtweisen sind. Nie haben Grobheit oder Uebermuth der Kleinern, die sonst wohl oft an dergleichen Orten zurückschrecken, meine Neubegier bestraft. Ich mogte im zugeknöpften Oberrock oder in meinem besten Staate erscheinen, dadurch wurde die Höflichkeit der Leute weder vermindert noch vermehrt. Ganz besonders muß ich die Französischen Schildwachen rühmen. Es hat sich oft getroffen, daß ich mit ihnen gesprochen, und sie haben sich ohne Aus-

nahme als gesittete Menschen betragen, selbst dann, wenn sie mich irgendwo zurückwiesen. Ich erinnere mich unter andern, daß ich einst in der Vorhalle der Tuillerien einen großen gedruckten Bogen an der Wand erblickte, und hinzutrat, um ihn zu lesen. Da näherte sich mir die näch- Schildwache sehr bescheiden, und sagte mit einem höflichen Lächeln: „Monsieur c'est notre consigne, das darf nicht gelesen werden." — Mancher Deutsche würde mir sein: Herr! Das ist verboten zu lesen! sehr unfreundlich zugerufen haben. Uebrigens war es mir in der That leid, daß ich das Blatt nicht lesen durfte, zumal seitdem ich wußte, was es enthielt, denn es war in so vielen Punkten abgefaßt, daß ein interessanter Aufschluß über die inneren Sicherheitsmaaßregeln des Pallastes darin zu vermuthen ist.

Ein schmeichelnder Dichter sang, während meines Aufenthaltes, von Bonaparte:

Il eut pur ennemis le feu, la terre et l'onde,
Il en a triomphé pour le bonheur du monde.

Das letztere kann freilich ein Dichter prophezeihen, aber nur der künftige Geschichtschreiber bestätigen, und dann ist noch immer zu wünschen, daß jener Triumph nie durch kleinliche Maaßregeln erreicht worden seyn möge. Zu solchen würde ich die ungeheure Censurbedrückung rechnen, die man sich jetzt in Paris erlaubt, und die unter Paul dem Ersten wahrlich nicht empörender war. Der jüngere Düpaty schrieb ein artiges Stück für das Theater Faydeau, das Vorzimmer betitelt, in welchem die Emporkömmlinge von der Satire gegeisselt wurden. Sogleich findet man verwegne Anspielungen darin; man glaubt sogar, einer der Schauspieler habe durch einen blauen Rock mit gelben Knöpfen die Kleidung eines Mannes bezeich-

nen wollen, der vormals im Artillerie-Corps eine solche Uniform trug; man geht so weit, die sämmtlichen im Stück gebrauchten Kleider holen zu lassen. Man findet nichts, dennoch wird der Autor nach St. Domingo exilirt, zwar nicht als Dichter, sondern als Officier der Marine, weil er ohne gehörigen Urlaub auf einige Tage nach Paris gekommen war. Aus seinem eigenen Munde habe ich es, daß er, bereits eingeschifft, auf der Rhede von einer schweren Krankheit befallen, wieder ans Land gebracht, und in einem langen Arrest gehalten wurde, bis endlich wirksame Fürsprache es dahin brachte, daß dieser Arrest ihm als Strafe seines Vergehens angerechnet wurde. Jetzt ist der liebenswürdige junge Mann frei, lebt in Paris, studirt die republikanische Vorsicht, und läßt sein Vorzimmer unter einem andern Titel aufführen. —

Ein anderer Dichter macht ein lustiges Stück, in welchem ein gesunder wohlgewachsener Mensch an einer Insel landet, die von lauter Bucklichten bewohnt wird, folglich findet man ihn ungestalt und lacht ihn aus. Da sagt er am Ende: „wenn ich einmal unter lauter Blinde gerathen sollte, so würde ich, um ihnen ähnlich zu seyn, mir beide Augen ausstechen lassen.“ — In diesen Worten fand der Censor eine Satire auf dienigen Soldaten, welche in Egypten ihr Gesicht verloren. — Ein anderer schrieb ein Stück: Belisaire. Der Censor glaubte den General Moreau darin zu erkennen, und verbot es. — Fermez la porte, (macht die Thür zu), darf nicht gesagt werden, denn zugemachte Thüren deuten auf eine Verschwörung. — Das Wort brigand darf man sich auch nicht entwischen lassen, denn man könnte Männer darunter verstehen, die an der Staatsverwaltung Theil nehmen. — Nogaret heißt der Mann von 63 Jahren, der solche saubere Stückchen

à la Tumanskoi macht, und auf alle Vorstellungen, die man an ihn ergehen läßt, nichts weiter antwortet, als: „Wollen Sie, daß ich meinen Platz verliere? Ich habe „sonst nichts, wovon ich leben könnte.“

Sollte es nun aber wirklich wahr seyn, daß der Mann seinen Platz zu verlieren Gefahr laufen würde, wenn er eine weniger alberne Strenge ausübte, so würde die Regierung einen der gültigsten Ansprüche auf den ehrenvollen Ruf der Liberalität verlieren, und, weil das jedem Weltbürger schmerzlich seyn muß, so wünsche ich von Herzen, daß jene von Nogaret geäußerte Befürchtung nur das kindische Geschwätz eines alten Mannes seyn möge, welches, wenn es Bonaparte zu Ohren kommt, hoffentlich nicht von ihm gebilligt werden wird. Aber auch selbst in diesem Falle ist es immer sehr drückend für Literatur und Kunst, daß man einem solchen invaliden Censor nicht besser auf die Finger sieht. Ein Schriftsteller wie ich, der unter einer der liberalsten und eben deswegen sichersten Regierungen Europa's zu leben das Glück hat, fühlt natürlich doppelt das Empörende jenes Druckes, und tröstet sich gern, im Genuß ächter Freiheit, die vom Throne herabstrahlt, über kleinliche Armseligkeiten, die ihm seinen Beruf zuweilen verbittern. —

Noch eine kleine Anekdote von Mercier, dem berühmten Verfasser des tableau de Paris, gehört hieher, ob sie gleich nicht dem alten Nogaret, der blos Schauspiel-Censor ist, zur Last fällt. Mercier saß bekanntlich 14 oder 16 Monate lang gefangen, und vertrieb sich diese böse Zeit durch eine Widerlegung Newtons, die oft in Persiflage ausartete. Er ließ nachher die Frucht seiner Einsamkeit drucken, und auch hier witterte der seltsamste Argwohn, es sey wohl unter dem Namen Newton ein ganz

anderer zu verstehen. Beweisen ließ sich das freilich nicht, aber wirklich gehört Mercier nicht unter die Lieblinge der Regierung.

Der Leser wird so gerecht seyn zu gestehen, daß ich das viele Gute und Große am ersten Konsul in dem, was ich über ihn gesagt, nicht verkannt, daß ich gern und mit Wärme über ihn gesprochen habe: ich bin aber weit entfernt, mich zum Heer seiner Schmeichler zu gesellen, und es muß mir daher vergönnt seyn, eben so freimüthig zu bekennen, daß ich manches an ihm mir nicht genügend zu erklären weiß, und daß ich zum Beispiel sein Benehmen gegen Frau von Stael tadelnswerth finde, so lange es ihm nicht beliebt, Gründe dafür anzugeben. In dem Augenblick, da ich dieses schreibe, habe ich Frau von Stael noch nicht gesehen, und kenne sie blos aus ihren geistreichen Schriften; aber als Bürger der literarischen Republik, die alle andere Republiken überleben wird, muß ich die Prophezeihung unterschreiben, welche die hochherzige Frau gegen den ersten Konsul eben so schön als kräftig ausdrückte: Vous me donnez une cruelle illustration, je tiendrai une ligne dans Votre histoire.

Als der erste Konsul am 10 Brumaire plötzlich seine Reise nach den Seeküsten antrat, wußte wenige Stunden vorher noch Niemand etwas davon; ja er soll noch am selbigen Morgen Papiere an die Minister gesandt haben, mit dem Auftrage, ihm des andern Tages darüber Bericht zu erstatten. Zu zweien seiner Adjutanten sagte er ganz kurz: „sie würden ihn auf seiner Reise begleiten" und fügte die Frage hinzu: „ob sie viel Zeit zu den Vorbereitungen nöthig hätten?" — Diese, welche glaubten, es sey wenigstens von einigen Tagen die Rede, antworteten mit Nein. „Wohlan," sagte der erste Konsul, „so

„nehmen Sie ihre Degen und Hüte.“ — In der That war der Befehl zum Anspannen eben gegeben worden, und der Kourier, der die Pferde bestellen sollte, war vor einer Viertelstunde abgegangen.

Daß Jemand krank seyn könnte, begreift der thätige Mann nicht, oder kann es doch nicht leiden; (ein Zug, den er ganz mit Paul dem Ersten gemein hat), daher, wird erzählt, nimmt Jedermann provisorisch Arzenei, wenn er einmal verreis't, weil sonst keine Zeit dazu übrig bleibt. — Er schätzt den Dichter Lemertier, Verfasser des Trauerspiels Agamemnon, welches in Paris sehr mißfallen hatte, und nicht mehr gespielt wurde. Um, sagt man, es den Parisern wieder schmackhaft zu machen, begehrte Bonaparte eine Vorstellung desselben in St. Cloud, weil die Mitglieder des Théatre français dadurch genöthigt wurden, es auch in der Hauptstadt wieder zu geben. Das Stück hat wirklich mehrere verrenkte Schönheiten und schöne Gräßlichkeiten. Bonaparte selbst hat dem Dichter eine sehr richtige Kritik darüber gemacht. „Ihre Klitemnestra,“ sagte er, „ist ein sehr schwaches Weib, „und doch lassen Sie sie eine sehr starke That verrichten, ohne andere Vorbereitung, als daß Egisth sie in „einer einzigen Scene ein wenig dazu überredet. Fühlen „Sie denn nicht, daß dieses Weib, indem es das „Schlafzimmer des Gemahls betritt, auf dem Wege bis „zu seinem Bette, den mörderischen Vorsatz nothwendig „wieder aufgeben muß?“

Ich halte für schicklich, meine kleine Bemerkungen über einen großen Mann zu schließen. Wenn ich freilich alles mittheilen wollte oder könnte, was mir von ihm gesagt, erzählt und oft auch wohl vorgelogen worden, so würde ein Buch daraus werden, und — vermuthlich kein

wahres — aber ein interessantes Buch. Doch da ich auf politische Raisonnements oder Träume mich nicht einlassen mag; da es, vor gänzlich hergestellter Ruhe, zu früh ist, Bonaparte als Regenten zu beurtheilen, und da die Schilderungen von ihm als Privatmann, sich gar zu oft widersprechen; so ist es Pflicht, den unsichern Pinsel für den künftigen Maler, dem die Zeit täglich vorarbeitet, niederzulegen.

Die Vorstellung beim zweiten und dritten Konsul ist mit wenig Umständen verknüpft, wenn nemlich die bei dem ersten vorhergegangen ist. Der Minister, zu dem man gehört, wählt einen Tag, an welchem die beiden Konsuln zu essen geben, das ist Dienstags und Sonnabends. Nach aufgehobener Mittagstafel, etwa Abends gegen neun Uhr, fährt man hin. Auch sie haben in ihren Höfen und Corridors Wachen von Konsular-Garde, die nicht etwa blos aus einzelnen ihnen zugesandten Schildwachen bestehen, sondern unter Commando eines Officiers ordentlich bei ihnen aufziehen. Ihre Wohnungen sind ziemlich geräumig, aber prunklos; schöne Gobelins ist das Einzige wodurch sie sich auszeichnen. In der Thür des Gesellschafts-Saals steht — (wie überhaupt in Paris in allen großen Häusern) ein Offiziant oder Kammerdiener, der eigentlich Anmelder heißen sollte; denn ihm sagt jeder Kommende seinen Namen, und er ruft diesen Namen laut in das Zimmer hinein, in dem Augenblicke da der Fremde eintritt. Diese Gewohnheit ist auf einer Seite sehr vortheilhaft für die versammelte Gesellschaft, die dadurch sogleich unterrichtet wird, wen sie vor sich hat; man kann aber nicht läugnen, daß sie den Eintretenden nothwendig etwas verlegen machen muß, zumal wenn er etwa einen nicht ganz unbekannten Namen trägt, und

folglich Aller Augen sogleich auf ihn gerichtet werden. — Der Konsul, der gewöhnlich am Kamin steht, geht dem Kommenden, nach Beschaffenheit seines Ranges, seiner Verdienste u. s. w. viele oder wenige Schritte, oder auch gar nicht entgegen, erwiedert dessen Verbeugung sehr höflich und anständig, spricht oder spricht auch nicht, worauf sich der zuletzt Gekommene zu dem übrigen meist sehr großen Zirkel gesellt. Cambaceres hat zwei schwarzgekleidete Hof-Kavaliere, welche die Honneurs bei ihm machen, und besonders sogleich bei der Hand sind, wenn eine Dame hereintritt; sie gehen ihr entgegen, fassen ihre Fingerspitzen, führen sie vor den Konsul, dem sie einen Knix macht, und dann von dem Kavalier bis zu einem Stuhle geleitet wird. Auch die Männer werden von diesen Herren empfangen, und ihnen gewöhnlich gesagt: approchez-Vous de feu, Monsieur, welches überhaupt die Pariser Winterformel ist, um ein Gespräch einzuleiten. Oft wird denn auch das Feuer des Gesprächs durch das Kaminfeuer ersetzt. Einer jener Kammerherren ohne Schlüssel ist jetzt Aigrefeuille, ein Mann, der durch den ihm decidirten Almanach der Leckermäuler sehr berühmt geworden ist. Man sagt, er habe diese Auszeichnung vollkommen verdient, obgleich er sie bescheiden von sich ablehnte, und ich bekenne, daß, wenn die Küche des ersten Konsuls unter seiner Direktion steht, ich selbst in Versuchung gerathe, eine Küchen-Hymne auf ihn zu dichten; denn unter 70 oder 80 Schüsseln, von deren Hälfte ich wenigstens zu kosten alle meine Kräfte aufgeboten habe, war auch nicht eine die Lucullus oder Apicius verschmäht haben würden. (Ueberhaupt ist ohne alle Widerrede die Französische Küche jetzt die erste in der Welt.) Der Konsul legt selbst von vielen Speisen vor,

schenkt vielerlei Getränke selbst ein, und ruft die Gäste sehr höflich auf zu erklären, ob sie davon wollen? — Ohngeachtet des großen Ueberflusses von Speisen, sind doch nur wenige Schüsseln so eingerichtet, daß allenfalls jeder Gast davon nehmen könnte, sondern, in der Voraussetzung eines verschiedenen Geschmacks, werden nur die Hauptschüsseln von den Bedienten herum getragen, die übrigen bleiben stehen, und der vor dem sie grade steht, legt davon vor, wenn Jemand ihm seinen Teller schickt. — Sehr gut finde ich es, daß man nicht so vielerlei Weine giebt, als z. B. bei uns in Berlin, wo man am Ende der Mahlzeit gewöhnlich zehn bis zwölf verschiedene Gläser vor sich stehen hat. Nur ein paar gute Tischweine, ein paar Dessert Weine und kein Champagner. Es wird, Gott sey Dank, sehr geschwind servirt, fast ein wenig zu geschwind. Wer in dieser Rücksicht einmal die beiden Extreme zu versuchen Lust hat, der esse heute beim ersten Konsul, und morgen in einem guten Berliner Bürgerhause, so hat er heute nicht Zeit sich satt zu essen, morgen aber vollkommen Zeit zweimal zu verdauen und wieder von vorne anzufangen; denn in diesen Häusern glaubt man noch, ein Gastmahl sey nicht vollständig und gereiche dem Wirth nicht zur Ehre, wenn die Gäste nicht über das lange Sitzen in Verzweiflung gerathen. — Bei dem Konsul Cambaceres würde das lange Sitzen noch beschwerlicher werden, weil man auf kleinen Strohstühlen so sehr eng sitzen muß, daß man durchaus nur die Hände und die Arme rühren kann. Ich halte es mit dem deutschen Sprichwort: gut gesessen halb gegessen, und mein Gaumen kann der Leckereien nicht froh werden, wenn ich alle Augenblicke in Gefahr bin Ribbenstöße zu geben oder zu empfangen. Hat man nun vollends etwa das Un-

glück an schwer zu unterhaltende Nachbaren zu gerathen, so wird der Gaumenkitzel theuer erkauft. Das letztere ist mir jedoch selten widerfahren, ich erinnere mich hingegen mit Vergnügen einer Mittagstafel bei Cambaceres, wo mein Nachbar, der General Cesar Berthier, durch eine äußerst lebhafte Erzählung der Einnahme von Tabago durch die Engländer, mich sowohl die engen Sitze als die leckeren Speisen vergessen machte. — Eine Gewohnheit, die mir wohl gefällt, die ich jedoch nur in diesem Hause gefunden zu haben mich entsinne, ist, daß das Eis erst nach dem Kaffee herum präsentirt wird. — Die Tischgesellschaft besteht gewöhnlich aus 30 bis 40 Personen; unter den Damen sind viele Generalinnen, und unter allen Generalinnen, die ich gesehen habe, keine die älter wäre als etwa 28 Jahr. — Nach der Tafel finden sich die Besuchenden bei Hunderten ein, und man hat Gelegenheit sehr interessante Bekanntschaften zu machen. Hier sah ich den Weltumsegler Bougainville, der, wie es scheint, den Versuch machen will, wie alt man werden kann, ohne etwas von Munterkeit und Liebenswürdigkeit zu verlieren. Hier sah ich Barbé-Marbois, den wackern Gefährten Barthelemi's auf seiner Deportations-Reise nach Cayenne; Portalis, den aufgeklärten, biedern Chef der geistlichen Einrichtungen: den alten weiß lockigten Guillotin, den mit Unrecht berüchtigten Erfinder der Guillotine, denn bei dieser Erfindung hat ihn reine Menschenliebe geleitet. Man hat in Deutschland sehr oft gesagt, er selbst sei das erste Opfer der Guillotine geworden; er befindet sich aber noch sehr wohl, und hat nie in dergleichen Gefahr geschwebt. Mehrere dieser Herren waren neugierig, etwas von Weimar zu hören, welches Städtchen sie sich nicht blos als den Sitz der deut-

schen Musen träumten, sondern auch meinten, die Musen lebten dort sehr gesellig, würden mit Ehre und Reichthum überhäuft, und verdienten es durch ausgezeichnete Humanität. Ich that was ich konnte um den Ruhm meiner lieben Vaterstadt nicht zu schmählern, mußte aber freilich aus Wahrheitsliebe einige Begriffe zu ihrem Erstaunen berichtigen.

Wenn man bei dem Konsul Lebrun nicht ganz so lecker speist als bei seinem Kollegen, so sitzt man hingegen bequemer bei ihm. Er ist ein Mann mit einem sanften sehr einnehmenden Aeussern; er ist gesprächiger und zuvorkommender als Cambaceres, hält wenig auf Ceremonien, denn bei ihm giebt es keine Hof-Kavaliere. Dagegen ist er der literarischen Welt als wackerer Uebersetzer des Tasso bekannt, und seine Unterhaltung ist die eines eben so fein gebildeten, als gründlich gelehrten Mannes. Bei ihm fand ich unter andern den ehemals uns zugehörenden Lagrange, von dem man sich freuen wird zu erfahren, daß er noch ganz der Biedermann ist, der er in Berlin war, daß seine Verdienste durch Ertheilung der Staatsrathswürde anerkannt worden, und daß er an der Seite einer äußerst liebenswürdigen Gattin gemächlich und glücklich lebt. Mit stillem Vergnügen erinnere ich mich der Stunden, die ich in seinem Hause verlebt habe.

Der Konsul Lebrun scheint mir im Publikum mehr geliebt zu seyn, als sein Kollege. Dem letzten wirft man, ich weiß nicht ob mit Recht oder Unrecht Hochmuth vor. Vielleicht hat nur sein Aeußeres ihm diesen Vorwurf zugezogen. Er soll nie anders ausfahren, als von reitenden Garden umgeben, die bei dieser Gelegenheit mit den Fußgängern zuweilen unglimpflich umgehen. Bonaparte soll er oft und gern seinen Kollegen nennen.

Die Straßen von Paris.

Dritter Brief.

Jüngst, liebe Freundin, erwähnte ich des Portraits des Herrn Christus, welches man auf dem Boulevard für einen Sous kaufen kann; heute will ich Sie mit einer ähnlichen Spekulation bekannt machen. Sehen Sie da den großen mit Holzschnitten verzierten Bogen: er ist nur auf einer Seite bedruckt, aber er enthält nichts desto weniger, das Leben und die Sitten der Nationen von Europa. Vie et moeurs des nations de l'Europe, so lautet die Ueberschrift. Ich Deutscher, der ich nicht gewohnt bin, die Sitten der Nationen anders, als aus dicken Quartbänden kennen zu lernen, werde natürlich von der Neubegier ergriffen, und lese mit Vergnügen die Quintessenz der Urtheile und Vorurtheile der Franzosen über sich selbst und ihre Nachbaren. Hier einige Beispiele:

„In der Religion ist der Deutsche ungläubig, der Engländer devot, der Franzose eifrig, der Italiener voll Ceremonien, der Spanier bigot. — Im Worthalten ist der Deutsche treu, der Engländer sicher, der Franzose leichtsinnig, der Italiener listig, der Spanier betrügerisch. — Im Rathgeben ist der Deutsche langsam, der Engländer entschlossen, der Franzose übereilt, der Italiener fein, der Spanier verwahrt sich durch Cautelen. — In der Liebe: der Deutsche versteht nicht zu lieben, der Engländer liebt hier und da ein wenig, der Franzose überall, der Italiener weiß wie man

lieben muß, und der Spanier liebt wirklich. — Von Gestalt ist der Deutsche groß, der Engländer wohl gewachsen, der Franzose wohl aussehend, (de belle mine) der Italiener mittelmäßig, der Spanier zum Erschrecken — In der Kleidung ist der Deutsche ärmlich, der Engländer prächtig, der Franzose veränderlich, der Italiener lumpigt, (pietre) der Spanier bescheiden. — In Sitten: der Deutsche bäurisch, der Engländer grausam, der Franzose gewandt, der Italiener höflich, der Spanier stolz. — Im Bewahren eines Geheimnisses: der Deutsche vergißt, was man ihm gesagt hat, der Engländer verschweigt was er sagen, und sagt was er verschweigen sollte, der Franzose plaudert alles aus, der Italiener spricht kein Wort, der Spanier ist sehr geheimnißvoll. — In der Eitelkeit: der Deutsche prahlet wenig, der Engländer verachtet alles, der Franzose rühmt alles, der Italiener schätzt das Geringe gering, der Spanier rühmt nur sich selbst. — In Beleidigungen und Wohlthaten: der Deutsche thut weder Gutes noch Böses, der Engländer thut beides ohne Ursach, der Franzose vergißt beides, der Italiener ist schnell zum Wohlthun, aber rachsüchtig, der Spanier gegen beides gleichgültig. — Im Essen und Trinken: der Deutsche ein Trunkenbold, der Engländer ein Leckermaul, der Franzose delikat, der Italiener mäßig, der Spanier knauserigt (chiche). Im Gespräch: der Deutsche redet wenig und schlecht, aber schreibt gut, der Engländer redet schlecht und schreibt auch gut, der Franzose schreibt und spricht gut, der Italiener redet gut, schreibt viel und gut (?), der Spanier redet wenig, schreibt wenig, aber gut. — In der Art sich zu präsentiren: der Deutsche sieht aus, wie ein Dummkopf, (butor) der Engländer gleicht weder einem Narren noch ei-

nem Weisen, der Franzose ist étourdi, der Italiener ist klug, sieht aber aus, wie ein Narr, bei dem Spanier ist es umgekehrt. — In Gesetzen: die Deutschen Gesetze sind so so, (!) der Engländer hat schlechte Gesetze, beobachtet sie aber gut, der Franzose hat gute Gesetze und befolgt sie schlecht, der Italiener und Spanier haben auch gute Gesetze; jener befolgt sie nachläßig, dieser streng. — Die Bedienten sind in Deutschland Gefährten, in England Sclaven, in Frankreich Herren, in Italien ehrfurchtsvoll, in Spanien Untergebene. — Von Krankheiten haben die Deutschen vorzugsweise die Flöhe, (?) die Engländer die Wölfe, die Franzosen die Pocken, die Italiener die Pest und die Spanier die Kröpfe. — Die Weiber sind in Deutschland Hausfrauen, in England Königinnen, in Frankreich Damen, in Italien Gefangene und in Spanien Sclavinnen. — Muthig ist der Deutsche wie ein Bär, der Engländer wie ein Löwe, der Franzose wie ein Adler, der Italiener wie ein Fuchs, und der Spanier wie ein Elephant. — In den Wissenschaften ist der Deutsche ein Pedant, der Engländer ein Philosoph, der Franzose weiß von allem ein wenig, der Italiener ist ein Professor, und der Spanier ein tiefer Denker. — Prächtig sind in Deutschland die Fürsten, in England die Schiffe, in Frankreich der Hof, in Italien die Kirchen, und in Spanien die Gewehrkammern. (?) Endlich noch die Ehemänner (welche den Beschluß machen) sind in Deutschland Herren, (???) in England Knechte, in Frankreich Gefährten, in Italien Schüler, und in Spanien Tyrannen. —

Ich gebe Ihnen gern zu, liebe Freundin, daß ein Drittel dieser sonderbaren Charakteristik unwahr, zuweilen albern ist, aber die zwei übrigen Drittel mögt' ich wohl in

Schutz nehmen. Uebrigens haben wir Deutsche uns am wenigsten über den Maler zu beklagen, und wenn er nur die abscheuliche Verläumdung weggelassen hätte, daß wir nicht zu lieben verständen, und wenn er nicht so in den Tag hinein behauptete, daß wir als Ehemänner, Herren wären, so könnte man schon mit ihm zufrieden seyn. —

Jetzt wollen wir, wenns beliebt, diese Bibliothek an Bindfaden aufgehängt, weiter hinauf spazieren; sie grenzt dort an eine ähnliche Tapete von Musikalien, die wiederum mit einer dergleichen von Bildern zusammen hängt. Unter jenen finden Sie alle neue Arien, Duette u. s. w. aus den beliebtesten Französischen und Welschen Opern, unter diesen die Abbildungen alles dessen, was etwa eben die Pariser vorzüglich interessirt, z. B. Fanchon das Leiermädchen, den schönen Regimentstambour der Konsulargarde mit seinem hinreißenden Backenbart, den prächtig gekleideten Mamelucken des ersten Konsuls; natürlicherweise auch den ersten Konsul selbst auf tausenderlei Manieren, besonders wie er mit dem Schwerdt in der Faust das Kreuz wieder aufpflanzt und der Glaube ihm eine Palme reicht; neben ihm die beiden Konsuls, oder auch die schöne Madame Recamier mit dem halb verschleierten reizenden Gesichte. Auch Karikaturen hängen da in Menge, und natürlich ist jetzt immer der König von England die Zielscheibe des französischen Spottes, der ihnen aber von ihren Feinden jenseit des Kanals, nicht allein reichlicher, sondern wohl meistens auch witziger zurückgegeben wird, denn man muß gestehen, daß man unter zwanzig französischen Karikaturen kaum Eine findet, die auf Witz Anspruch machen darf. Hier erblicken Sie den König zwischen seinem guten und bösen Genius, wie er sich dem letztern in die Arme wirft; dort reitet ein Engländer auf ei-

nem kalekutischen Hahn, am Sattelknopfe ha:gen Körbe mit Weinflaschen, und darunter steht: der Angriff; der Pendant dazu ist die Niederlage, (la défaite) wo der nemliche Engländer auf einem flüchtigen Hirsche, Hut und Tabackspfeife verlierend, davon eilt. Hier der Herzog von C., der die rückkehrende hannöverische Postkutsche selbst kutschirt und ein Faß hinten aufgeladen hat, worauf steht: Hannöverisches Blut. Dort eine Armee von Fröschen, deren Froschgeneral, in englischer Uniform, auf einem Krebse reitet, während ein Franzose einen Frosch nach dem andern aufnimmt, und mit seinem breiten Säbel entzwei haut. Bald setzen die Karikaturen-Schmieder den König mitten in Höllenflammen, die Teufel rings umher schüren das Feuer: und darunter steht: Endlich haben wir ihn! Bald faßt ein Elephant des Königs Gefäß mit dem Rüssel, und wirft ihn in einen Brunnen, wobei die Worte zu lesen: Du mußt doch endlich springen. Ein andersmal reitet Pitt auf dem König am Ufer spazieren, und guckt nach den ankommenden französischen Schiffen. Hier springt der König über den Kanal, und verliert im Springen seine Krone; dort faßt er eine Menge Papierrollen, auf welchen die Namen seiner Länder geschrieben stehen, weil er sie aber mit der Hand nicht alle umspannen kann, so verliert er einige; Hannover liegt schon am Boden, Irland ist eben im Fallen, und Maltha auch bereits sehr locker. Hier laufen die Engländer vor einer Staubwolke davon, die durch eine Heerde Schaafe erregt wird, und dort exerzirt Pitt seine Truppen, die mit lauter wilden Schweinsköpfen versehen sind. Eine der witzigsten Karikaturen, mögte noch etwa folgende seyn: Ein Bruchbandmacher präsentirt dem Könige ein neues Bruchband, auf welchem steht: observation de traités, zu des Königs Füßen liegen

zwei zerrissene oder zersprengte Bruchbänder, auf dem einen die Inschrift: forces navales, auf dem andern lévée en masse. — Sie sehen, daß sich alles jezt um die politischen Begebenheiten dreht. Nur einige wenige dieser Zerrbilder griffen auch die Sitten der Engländer an, dahin gehört z. B. jene englische Familie in Paris, (so lautet die Unterschrift) wo ein gewaltig dicker, mit Rostbeef ausgestopfter Engländer, zwei steife Miss's am Arme führt, die sehr ungeschickte Knickse machen u. s. w.

Aus allem dem erhellt denn so viel, daß man an dem Gelingen der Landung in England gar keinen Zweifel hegt, und wenn Sie es dem Bilderhändler nicht glauben wollen, so glauben Sie es jenem Kerl, der, von hundert andächtigen Zuhörern umgeben, so eben eine Ballade absingt, welche haarklein beschreibt, wie es bei der künftigen Landung zugegangen ist. — Wollen Sie seine hochtrabenden Prophezeihungen mit anhören, so trete ich indessen an diesen vergitterten Hof eines Bildhauers, der von Büsten und Statüen, in Marmor und Stein, gut und schlecht durcheinander, so angefüllt ist, daß kaum ein enger Fußpfad zu der Hausthür des Künstlers sich hindurchwindet. Oder ich schäme mich auch nicht, vor dieser Bude mit Kinder-Spielzeug stehen zu bleiben, wo abermals Fanchon das Leiermädchen, eine Hauptrolle spielt, und wo ich einen mir räthselhaften Umstand bemerke, daß nemlich die Franzosen, die doch so gern spielen, in Fabricirung und Erfindung von Kinderspielwerken weit hinter den Nürnbergern stehen, die vielleicht wiederum von den Berlinern übertroffen werden.

Sind Sie nun des Plärrens der Ballade überdrüßig, so schlendern wir einmal im Vorbeigehen durch den Garten der Kapuziner, wo es Tieger und Affen giebt, wo Franco-

ni seine halsbrechenden Reiterkünste zeigt, wo am Abend die Geister erscheinen, und wo mit einem Wort früh und spät Tausenderlei zu begaffen ist. Da steht für einige Augenblicke eine wandelnde Bude mit alten Tapeten behängt, in welcher mein lieber Pulcinello sich mit dem Teufel balgt. Zwei Taschenspieler locken zu beiden Seiten, der hier durch den gewöhnlichen Becher, der andere durch noch gewöhnlichere Karten-Kunststückchen. — Weit größern Zulauf hat ein Mensch, dessen ganzer Apparat in einem Kohlbecken voll glühender Kohlen, und etwa einem Dutzend an Drath befestigten kleinen Stücken Asbest besteht. Er fängt damit an, daß er mit großer Suade die Expedition nach Egypten erzählt, (die zugleich sein Nachbar in einem Guckkasten den Schaulustigen präsentirt), welche Heldenthaten mit seiner Hülfe dort gegen Mamelucken und Krokodille ausgeführt worden, und wie er einst einem Erschlagenen das Hemd ausgezogen, und wie er gefunden, daß dasselbe nicht aus gewöhnlicher Leinwand, sondern aus gesponnenem Stein bestehe, dessen sich die Egyptier aus Bequemlichkeit bedienen, weil sie auf diese Weise ihre Hemden nicht zu waschen und zu trocknen brauchen, sondern sie nur Abends in den Kamin werfen und des Morgens weiß wie Schnee wieder hervorziehen. Um nun von der Wahrheit seiner Erzählung die Zuschauer sinnlich zu überzeugen, ergreift er eine von den Nadeln, an welche er ein Pröbchen Asbest gespießt hat, wendet es im Gassenkoth so lange hin und her, bis man nichts Weißes mehr daran sieht, wirft es dann in das Kohlenbecken, fährt fort, während es durchglüht, den Zuschauern vorzuschwadroniren, und zieht es nach wenigen Minuten, zum grossen Erstaunen aller Umstehenden, ganz gereiniget aus dem Feuer. — Einer meiner Nachbarn, der ein lustiger Kautz

zu seyn schien, verglich einmal diese ganze Procedur mit der französischen Revolution. Eben so, sagte er, wie dieses Stückchen Asbest, ist Frankreich im Kothe herumgewälzt worden, eben so ist es aus der Gluth des Feuers rein, neu und herrlich hervorgegangen. Was seinen ersten Satz betrifft, so hat er leider nur allzu sehr recht, und ich wünsche von Herzen, daß auch sein zweiter Satz unbestreitbar seyn möge.

Vierter Brief.

Noch widerlicher, als das Mädchen mit dem langen schwarzen Barte, ist die starke Frau, die hier in dieser Bretterhütte sich sehen und bewundern läßt. Bei jener behält das Mitleid die Oberhand, denn was kann am Ende das arme Mädchen dafür, daß es einen so verzweifelten Bart trägt und tragen muß; bei dieser hingegen mischen sich Eckel und Unwillen in die Empfindung des Mitleids. Jene gehorcht blos der Natur, diese fordert die Natur gleichsam heraus; fünf Männer läßt sie auf ihren hohlliegenden Leib treten; Eisen läßt sie darauf schmieden, und was dergleichen tours de force mehr sind, von denen Sie, liebe Freundin, mit Recht ihre Blicke abwenden. — Ich kann Ihnen aber nicht helfen, Sie müssen doch noch in eine ähnliche Hütte mit mir kriechen, um den unverbrennbaren Spanier zu sehen, der in der That eben so viel Bewunderung als Schauder erregt. Bemerken Sie jenen Topf mit Oel, der auf der Kohlenglut steht; das Oel wellt auf, es prickelt, es siedet, und nun nimmt der junge Mensch den Topf vom Feuer, thut einen kräftigen Zug daraus, ohne eine Miene zu verziehen,

behält das Oel im Munde, spühlt sich den Mund recht lange damit aus, wie wir mit frischem Wasser, spuckt es noch immer kochend wieder aus, und wäscht sich nun mit dem Ueberrest des Oels im Topfe die Hände, Arme, das Gesicht und sogar die Augen (die er jedoch zuhält). Nachdem er so, wie Asbest, durch das Feuer gereinigt worden, macht er zur Veränderung einen Spaziergang mit bloßen Füßen auf glühendem Eisen, und endlich, zur Erquickung, leckt er sogar dieses glühende Eisen mit der Zunge. Wenn dieser arme Jüngling eben so gefühllos gegen die Flammen der Liebe bleibt, so ist er doppelt zu bedauren. Betrug ist übrigens nicht dabei; Alles, was ich eben erzählt habe, geschieht wirklich. Ob er sich aber, wie man behauptet, eine Art von Salamandersalbe in die Haut reibt, welche nicht zu bemerken ist, das lass' ich unentschieden. — Um jene widrigen Eindrücke zu verlöschen, lassen Sie uns einige Minuten vor diese kleine Festung treten, von welcher Sie mehrere Exemplare auf dem Boulevard zerstreut finden. Es ist eine neue Gattung von Kegelspiel, dem, wie Sie sehen, nicht blos Knaben, sondern mitunter auch wohl ehrsame Bürger Geschmack abgewonnen haben, und in der That hat es darin einen großen Vorzug vor dem gewöhnlichen Kegelspiel, daß es weit weniger Platz einnimmt und sich von einem Orte zum andern transportiren läßt. Die keine Festung erreicht ungefähr Mannshöhe, und ist amphitheatralisch erbaut. Unten hat sie eine Zugbrücke, darüber sind Wälle stufenweis aufgeführt, und auf diesen Wällen stehen hie und da eine Menge Soldaten. Acht bis zehn Schritte vor der Festung ist ein hölzerner Mörser (oder auch eine Kanone) aufgepflanzt, aus welchem auf die bei Kinderflinten gewöhnliche Weise eine Kugel im Bogen (oder bei der Kanone gerade) ge=

schnellt wird. Die Kraft des Mörsers ist grade für die Entfernung von acht bis zehn Schritten berechnet, die Kugel erreicht, wenn losgedrückt wird, jedesmal die Festung; die Kunst ist aber, so gut zu zielen, daß man Einen oder mehrere Soldaten umwirft, oder gar den Mittelpunkt sehr genau trifft, in welchem Falle sogleich die Zugbrücke niederfällt, und vermittelst der getroffenen Feder ein Staatswagen mit 6 Pferden bespannt hervorrollt (bei einigen Andern erhebt sich oben auf der Festung eine weiße Fahne). Die Kugel verliert sich inwendig und kommt unten am Boden wieder hervor. Man begreift, wie mancherlei Vortheile noch außer den obengenannten, dies artige Spiel vor den Kegelbahnen voraus hat. Es kann in dem kleinsten Garten, ja in jedem nur etwas geräumigen Zimmer aufgestellt werden; es gehört nur eine geringe körperliche Anstrengung dazu, auch Damen können es mitspielen; es interessirt, weil das Zielen und Treffen doch eine gewisse Geschicklichkeit und Uebung voraussetzt; kurz, ich glaube durch die Beschreibung dieses Spiels einen angenehmen Beitrag zu Guthsmuths gymnastischen Spielen geliefert zu haben, und erinnere nur noch, daß der Bogenschuß des Mörsers weit mehr Vergnügen gewährt als der leichtere grade Schuß der Kanone. — Da der Wohlstand, liebe Freundin, uns hier auf dem Boulevard nicht erlaubt, an dem Spiele Theil zu nehmen, so wollen wir lieber den armen kleinen Kanarienvögeln noch ein wenig zusehen, die in jener Bude zu allerlei ganz wider die Natur laufenden Künsten gemißbraucht werden. Da dreht Einer den Bratspieß, der Andere fährt seinen Kameraden auf einem Schubkarren davon, der Dritte steht Schildwach mit Flinte, Säbel und Grenadiermütze, der Vierte rührt sich nicht von der Schulter seines Meisters, ohnge-

achtet dieser die Trommel schlägt, daß man hinauslaufen mögte; der Fünfte lös't eine Kanone, deren brennender Pfropf den Sechten vom Tische herab als todt auf die Erde wirft; ein Siebenter sitzt sogar mitten in einem brennendem Feuerrade, so ruhig und lustig, als ob er in einem Rosenstrauch auf seiner heimischen Insel säße u. s. w. Sie werden freilich dergleichen schon öfter auch in Deutschland gesehen haben, obwohl nicht in dieser Vollkommenheit; aber eine Bemerkung haben Sie vielleicht noch nicht gehört, die dem Lehrherrn entschlüpft und Stoff zum Nachdenken giebt. Die Weibchen, sagt er, fassen zwar alles weit schneller als die Männchen, und ich kann sie gewöhnlich nach einigen Wochen schon kunstreich produciren, aber — sie vergessen bald und sterben bald. — Ich glaube fast, der Satz läßt sich von der gefiederten Welt auch auf die Quälgeister derselben, die Menschen, ausdehnen; denn wenn die Schönen moralische oder ästhetische Künste lernen, so erleiden sie zwar nicht davon den leiblichen Tod, aber ihre Liebenswürdigkeit geht gewöhnlich zu Grabe.

Da wir eben noch ein halbes Stündchen übrig haben, so lassen Sie uns diese Zeit benutzen, um ein paar berühmte Brunnen zu besehen. Die Fontaine rue de Grenelle ist in der That sehr schön, aber die Straße ist eng und entlegen, die Fontaine steht nicht von allen Seiten frei, und das große Gebäude wird noch obendrein durch allerlei Aushängeschilder verunstaltet; rechts hängt eine große gemahlte Kuh, weil da Milch verkauft wird, links ein Tischlerschild u. s. w. Mir, (verzeihen Sie mir die Ketzerei, wenn es anders eine ist) mir wird es immer lächerlich vorkommen, ein solches Gebäude mit zwei Flügeln in der Höhe von drei Stockwerken zu errichten, es mit Colonnaden und Statüen zu verzieren, und Alles das

wegen der beiden kleinen Löwenköpfe ganz unten, einige Fuß über dem Fundament, die man gar nicht einmal gewahr wird, weil kein Wasser herausläuft, sondern weil man das wenige vorhandene Wasser erst heraufpumpen muß. Von der größtentheils ausgekratzten Inschrift ist nichts mehr übrig als die Worte: „Zum Nutzen der Bürger und zur Zierde „der Stadt,“ hiervon ist nur das letztere, doch auch nur zum Theil wahr, und dieser Zweck hätte auf andere Weise wohl glänzender erreicht werden können. — Wir haben noch einen weiten Weg bis zu der andern Fontaine auf dem Markte der Unschuldigen (marché des innocens); ich führe Sie daher schnell an der berüchtigten Abtei vorüber, die Sie an ihren vier kleinen Eckthürmchen erkennen. Im Innern des Hofes sind die Fenster auf eine sonderbare, grausam erfinderische Weise vermacht, so daß der Gefangene durchaus nichts sehen kann, obgleich ein wenig Licht von oben hinein fällt. Die Fenster gleichen auf diese Weise fast einer Schachtel, in der man Raupen oder Maikäfer einsperrt, und den Deckel ein wenig schief darauf setzt, um den Thieren etwas Luft zu lassen. Hier ist die Thür, aus welcher in der Schreckenszeit die Schlachtopfer gestoßen wurden; hier stehen wir auf der Stelle, auf welcher die harrenden Cannibalen sie empfiengen und zerfleischten; dies ist die Straßenrinne, in welcher damals Menschenblut, wie jetzt das Regenwasser, floß. O lassen Sie uns vorüber eilen! der Ort ist schauerlich und ich mögte keinen Pallast der Abtei gegenüber zum Geschenk nehmen, obgleich die neuere Inschrift besagt, daß sie jetzt nur noch zu einem Militär=Gefängnisse dient. —

Jetzt sind wir auf dem Markte der Unschuldigen. Die Fontaine mag schön seyn, wenn Wasser herausfließt, aber sie ist noch übler daran, als die in der rue

Grenelle, denn man kann nicht einmal einige Tropfen heraus pumpen, sie ist völlig trocken. Das große Wasserbecken, welches in einer beträchtlichen Höhe in der durchbrochenen Mitte steht, sieht nun natürlich aus wie ein runder Theetisch, den man eben so da hingesetzt hat, und das macht mit der Umgebung einen drolligen Contrast. Ueberhaupt ist das ganze Monument äußerst schmutzig und übel unterhalten. — Um für die getäuschte Erwartung Sie schadlos zu halten, werfen Sie einen Blick auf den schönen Markt selbst, der durch seine Größe und sein lebendiges Gewühl bei weitem interessanter ist, als jenes nutzlose Werk der Baukunst. Da sitzen in endlosen Reihen unendlich dicke Weiber, Poissardes genannt, unter großen Regenschirmen, die 8 bis 10 Fuß im Durchmesser haben, und, von oben herabgesehen, ein Dach bilden, welches dem der alten römischen Soldaten gleicht, wenn sie bey dem Manöver Schildkröte genannt, mit übergeworfenen Schildern anrückten. Diese Schirme sind aber nicht das Eigenthum der Weiber, sondern sie werden auf dem Marke (ich weiß nicht, für wessen Rechnung) um einige Sous vermiethet. — Hier nun, vor Regen und Sonnenstrahlen bedeckt, bewundern Sie die Butterberge, das Fischgewimmel, die Eyermagazine, die Birn- und Aepfelthürme, die Blumengärten, die unendlichen Weintrauben und andere Obstsorten, das bunte Gemisch von Zugemüse, worunter besonders der große, blendendweiße und sehr niedlich aufgeschichtete Blumenkohl sich vorzüglich gut außnimmt; horchen sie dazwischen ein wenig auf das kräftige patois der stämmigen Verkäuferinnen, (von deren Energie Sie übrigens jetzt nichts zu befürchten haben), und wenn Ihnen der Anblick von so vielen Leckereien Ap-

petit gegeben hat, so werfen wir uns schnell in einen Fiacre, und fahren zum Restaurateur.

Ueber Madame Recamier.

Auf einer zarten bescheidenen Blume eine Raupenbrut zu finden, ist verdrüßlich; — etwa durch Rauch das Ungeziefer tödten, ist ein kräftiges Mittel, doch schadet's auch bisweilen der Blume selbst. So ist es mit dem Rufe eines Frauenzimmers, dieser zartesten aller Blumen. Leicht möchte die Schöne glücklicher seyn, von der man gar nicht redet, als die, von der man zu viel spricht; und oft mögte selbst die redlichste Bemühung, ihren Ruf zu vertheidigen, die Verläumdung nur weiter verbreiten. Aus diesen Gründen habe ich bei mir angestanden, ob ich die Klatschereien, die mehrere deutsche Journalisten sich gegen die gute und liebenswürdige Madame Recamier erlaubt haben, rügen und widerlegen solle? Und wenn ich — bei der Ueberzeugung, daß der Neid immer lieber ein häßliches Mährchen, als eine schöne Wahrheit glaubt, — es dennoch unternehme, so ist es mehr mein empörtes Gefühl, welches mich dazu antreibt, als die Hoffnung, Verläumder zu belehren, die nicht belehrt seyn wollen.

Ich nannte Madame Recamier eben gut und liebenswürdig; die meisten Leser werden wohl zuerst erwartet haben, daß ich sie schön nennen würde? Nun ja, sie ist schön, sehr schön, und wer sie nur wenig sah, wird wohl zuerst davon reden; aber so wie die Häßlichkeit vor der Liebenswürdigkeit bald verschwindet, so auch die Schön-

heit; von der herrlichen Rose wie vor der braunen Nacht-viole, vergessen wir die Gestalt, wenn ihr süßer Duft uns entzückt.

Auch ich hegte Vorurtheile gegen Madame Recamier, als ich nach Paris kam; ich meinte, ich würde ein eitles kokettes Wesen sehen, das, von Weihrauch benebelt, durch Reichthum verhärtet, in der ganzen umgebenden Welt nur sich selbst sieht und liebt; Huldigungen wie Pflichten, mit kaltem Stolze empfängt; um sich auszuzeichnen über alle Convenienzen sich hinweg setzt; und — was weiß ich, zu welchen Ketzereien die nachgeplauderten Verläumdungen der deutschen Journalisten mich verleitet hatten. Ich war daher zwar neugierig sie zu sehen, aber nicht sie kennen zu lernen. — In der Oper war es, wo ich meine Neugier zum erstenmal befriedigte. „Dort sitzt Madame Recamier," sagte Einer meiner Nachbaren, und natürlich drehte ich meinen Hals schnell nach der Loge, welche er mir bezeichnete. In der vordersten Reihe suchten sie meine Blicke, durch Diamanten vielleicht noch mehr glänzend, als durch Schönheit. Aber da fand ich sie nicht. Ganz zurückgedrückt, wie ein Veilchen ins Gras, saß die schöne Frau mit ungeschmücktem Haar, im einfachsten weissen Gewande, und die Grazie der Sittsamkeit schmiegte sich schwesterlich an sie, und sie schien sich zu schämen, daß sie so schön sey.

Diese ihre erste Erscheinung machte einen sehr freundlichen Eindruck auf mich, und gern ließ ich mich nunmehr in ihr Haus einführen. Auch da fand ich sie, obwohl in glänzender Gesellschaft, die einfachste von allen. — „Sie „verstehen sich auf Ihren Vortheil, sagt Franciska in Lessings Minna von Barnhelm: wenn wir schön sind, sind „wir auch ungeputzt am schönsten." Allerdings mag auch

Madame Recamier sich wohl auf diesen Vortheil verstehen, aber wer mögte ihr das als Koketterie auslegen? Ich wenigstens, der ich die Weiber so ziemlich kenne, wünsche von ganzem Herzen, daß diese Art der Koketterie allgemein seyn möge. Weißer und feiner, obgleich höchst anständig, hab' ich freilich nie etwas gesehen, als das Gewand, welches Madame Recamier gewöhnlich wie ein zarter Duft umfließt; anspruchloser und doch reizender, giebt es keinen Haarschmuck, als das Gewirre der kastanienbraunen Flechten und Locken, die sie, oft ohne hinzusehen, kunstlos unter dem Kamme vereinigt. Viele Wochen lang habe ich sie fast täglich gesehen, aber nie mit Brillanten geschmücket. An ihr vermißt man sie nicht, und eben so wenig würde man an ihr sie gewahr werden. Lieblichkeit, Anmuth, Sittsamkeit, das sind die drei Grazien, welche ihre Toilette umgeben. Darum sey auch zum letztenmal von ihrer Schönheit die Rede; die Anmuth ist ja unendlich mehr als Schönheit. Ich kenne außer ihr nur noch eine Frau, über deren Gestalt diese himmlische Anmuth so reichlich ist ausgegossen worden, — die Ehrfurcht verbietet mir sie zu nennen.

Eine freundliche, aufmerksame Wirthin, die es allen ihren Gästen recht zu machen weiß, ist Madame Recamier in ihrem Hause; ein freier ungezungener Ton herrscht darin; von den vornehmsten Staatsbeamten, von den ausgezeichnetesten Fremden, von Dichtern, Philosophen, Gelehrten und Künstlern wird es gern und häufig besucht. Die anmuthige Wirthin, die schon seit mehreren Jahren eine so glänzende Rolle in der großen Welt spielt, ist gegen Personen, welchen sie Verdienste zutraut, anfangs fast ein wenig verlegen. Menschenkenner werden auch in dem kleinen Zuge ihres Charakters wohl merken, daß

keine Art der Eitelkeit auf äußere Vorzüge, das wahre Schätzenswerthe bei ihr in den Hintergrund stellt; sie scheint im Gegentheil jene fast ängstlich verbergen zu wollen, sobald sie dieses in ihrer Nähe spürt.

Wenn ich weiter nichts von Madame Recamier zu sagen wüßte, so wäre das immer auch schon ziemlich viel; doch wie gering sind alle jene Eigenschaften gegen die Güte ihres vortrefflichen Herzens! Streng beobachtet sie, mitten im Strudel der pariser Welt, die Pflichten der Gattin gegen einen wackern Mann, der ihr Vater seyn könnte. Selbst die giftigste Verläumdung hat von dieser Seite sie nicht anzutasten gewagt. Sie war nie Mutter, aber sie pflegt mit mütterlicher Liebe die Kinder einer Verwandtin, die kindlich an ihr hangen. Sie ist warm, und vielleicht gar ein wenig schwärmerisch in der Freundschaft, aber darum nicht minder beständig, wie ihre älteren Freunde mich versichert haben. Indessen, damit das Gemälde doch nicht ganz ohne Schatten bleibe, will ich sie hier auch eines kleinen Fehlers zeihen. So rasch und willig sie ist, ihren Freunden große Opfer zu bringen, so ungern bringt sie kleine. So lange nicht vom Glück des Freundes, sondern blos von seinen Wünschen, seinen Freuden die Rede ist, so lange erlaubt sie sich wohl zuweilen ohne Bedenken ihn zu vernachläßigen, um der Gesellschaft zu Liebe etwas zu thun, was sie doch fast immer ohne Neigung thut. Dieser Fehler liegt theils in der Weiblichkeit überhaupt, deren zarte Natur es mit sich bringt, gern allen, und oft nur aus Furcht, gefallen zu wollen, theils ist er von einer gewissen Existenz, in einer Stadt wie Paris, fast unzertrennlich.

Madame Recamier ist fromm, ohne es scheinen zu wollen. Führe sie nicht so oft in die Messe, so würde

man

man blos aus ihren guten Handlungen auf ihre Frömmigkeit schließen dürfen. Jeden Tag bezeichnet sie durch Wohlthaten. Ich weiß wohl, daß man reichen Leuten eine Gabe, und selbst ansehnliche Gaben, eben nicht zum Verdienst rechnen darf; nicht die Wohlthat selbst, sondern die Art, wie sie von ihnen erzeigt wird, macht ihr Verdienst aus, und gerade hier ist es, wo ich Madame Recamier unaussprechlich edel und liebenswürdig gefunden habe. Daß sie mit ihrer Wohlthätigkeit in meiner Gegenwart nur habe prunken wollen, (wie zuweilen der Neid mir eingewendet) ist schon deshalb unmöglich, weil ich zu jeder Stunde des Tages Zutritt bei ihr hatte, und oft ein sehr unerwarteter Zeuge ihrer Handlungen war.

Nie werde ich den schönen Morgen vergessen, an dem ich sie ganz allein in Gesellschaft eines kleinen taubstummen Mädchens fand, das sie, Gott weiß in welchem Dorfe, bei einer Spazierfahrt aufgelesen hatte. Eine Zeitlang war das Kind auf ihre Kosten erzogen worden, dann hatte sie durch ihr Vorwort ihm eine Stelle in dem trefflichen Institut des edeln Sicard verschafft; eben jetzt war das Mädchen neu gekleidet zu ihr geführt worden, um von ihr selbst zu Sicard gebracht zu werden. Sie hatte dem Kinde ein Frühstück auftragen lassen, welches zufällig in dem schönen Gesellschaftssaal, auf einem Marmortische, unweit eines Spiegels geschehen war, in dem die Kleine sich ganz sehen konnte, und vermuthlich sich so zum erstenmal sah. Das rührende Ergötzen ihrer reitzenden Wohlthäterinn an dem freudigen Erstaunen des Kindes, das bethränte Lächeln, mit dem sie dem Kinde die Haare aus dem Gesichte strich, und es von Zeit zu Zeit auf

die Stirne küßte; die mütterliche Gutmüthigkeit, mit der sie es zum Essen nöthigte, und das übrige Zuckerwerk ihm in die Taschen pfropfte; der unarticulierte Dank, den das Kind auf eine höchst seltsame, aber rührende Weise, durch eine Art von Geschrei ausdrückte: — von alle dem war doch wahrlich nichts erkünstelt, und von solchen Scenen bin ich ja nicht etwa nur Einmal Zeuge gewesen. –

Wenn die Neider der lieblichen Frau verzweifeln müssen, daß der Angriff auf ihre Sittlichkeit und Tugend gelingen werde, so suchen sie durch ein Achselzucken ihren Geist herabzuwürdigen. Freylich, wenn nur das Frauenzimmer geistvoll genannt werden kann, was die Philosophie eben so fertig handhabet, als eine Sticknadel, über die Kunst in Floskeln schwatzt, über alle neuern Produkte der schönern Literatur ohne Bedenken abspricht, verdienstvollen Männern über den Mund fährt und für Secten Parthei nimmt, freylich, dann ist Madame Recamier kein geistvolles Frauenzimmer. Sie gehört nicht zu den Damen, die sich hervordrängen, Fahnen unter die verschiedenen Volontair-Corps austheilen, unter welchen sie doch selbst nicht mitfechten können. Wenn aber ein gesunder Verstand, eine vorurtheilsfreie Vernunft, ein reines Gefühl für alles Edle und Schöne, es komme woher und von wem es wolle, ein williges Hingeben an die schönen Wahrheiten der Natur und an die lieblichen Täuschungen der Kunst, wenn alles dies einem Frauenzimmer Anspruch auf Geist giebt, so ist Madame Recamier eine sehr geistreiche Frau, und wollte der Himmel, es gäbe zum häuslichen Glück aller Ehemänner, und zum Vortheil der weiblichen Liebenswürdigkeit überhaupt, nie geistreichere Frauen.

Wenn man mir anders zugesteht, daß ich überhaupt den Geist eines Frauenzimmers zu beurtheilen vermag, so darf man hier um so mehr meinem Urtheil vertrauen, da sich, außer dem täglichen freundschaftlichen Umgang, auch noch eine andere Gelegenheit zur Prüfung mir dargeboten, bei der weder Mannsperson noch Frauenzimmer die Geistesarmuth verbergen können. Ich habe nehmlich bey einer Spazierfahrt mit Madame Recamier vier bis fünf Stunden in einem Wagen gesessen, ohne andere Begleitung, als die ihrer kleinen Pfleglinge, wodurch also die Unterhaltung nicht erleichtert wurde. Es giebt kein Mittel auf der Welt, das sicherer zur Bekanntschaft eines Menschen und seiner Geisteskräfte führte, (vorausgesetzt, daß er nicht schläft) als eine solche unausweichbare Unterhaltung im Reisewagen. Da muß der Geist sich entfalten, und wenn vollends die Personen freundschaftliche Gesinnungen für einander hegen, so schließt das trauliche Verhältniß im engen Wagen auch das Herz vertraulich auf, und — mit einem Wort, — das geistlose Frauenzimmer mögte ich sehen, das mir, vier Stunden lang gegenüber, weis' machen könne, es habe Verstand.

Der letzte unbedeutende Vorwurf, den der Neid meiner Freundinn macht, ist von ihrer Prachtliebe hergenommen. Daß sie in ihrer Person dergleichen nicht äußert, hab' ich schon oben erwähnt. Daß ihre Treppe einem lebendigen Blumengarten gleicht, ist wohl nur ein zarter Geschmack. Daß ihre Zimmer mit Seide drapirt, die Zierrathen von Bronze, die Kamine von weißem Marmor, die Spiegel sehr groß sind u. s. w., mein Gott, das ziemt doch wohl einem reichen Man-

ne. Eigentliche **Pracht** (in so fern diese Benennung sehr relativ ist), hab' ich nirgend bei ihr gefunden; **prächtige Eleganz** mögt' ich es vielmehr nennen, und auch diese ist nur in ein Paar Zimmern. Ein Vorzimmer, zwei Gesellschaftszimmer, ein Schlafgemach, ein Kabinet und der Eßsaal, siehe da, das ist es alles, und schwerlich würde eine Deutsche petite maitresse bei solchem Reichthum sich damit begnügen. — Noch ein kleiner Zug möge hier stehen, der beweißt, wie wenig Madame Recamier durch Pracht zu blenden sucht. Eben bei der oben erwähnten Spazierfahrt stiegen wir vor ihrem Hause in einen zwar sehr bequemen, aber auch sehr einfachen Wagen, mit zwei Pferden bespannt; erst an der Barriere von Paris fanden wir einen hübschen Phaeton mit einem sehr schönen Postzug unser wartend. Als ich mein Befremden darüber äußerte, sagte sie: sie liebe nicht auf diese Art durch die Stadt zu fahren, das Volk gaffe so viel. — Wenn das Eitelkeit ist, so ist sie wenigstens von sehr verborgener Art.

Man fasse jetzt alle jene hingeworfenen, getreu nach der Natur kopirten Züge, in ein Bild zusammen, und wer wird nicht laut bekennen: dies Bild ist reizend!

Was sagen denn nun aber die deutschen Journalisten? Sie sagen: während Madame Recamier in England gewesen sey, habe ihr Gemahl zu Paris eines Tages geäußert, er habe keine Nachricht von seiner Frau, und irgend ein Witzling habe ihn spöttisch gefragt: „ob er denn nicht die Zeitungen lese?" — Gesetzt diese Anekdote sei wahr, was kann denn Madame Recamier dafür, daß die englischen Zeitungsschreiber jede Kleinigkeit haschen, um ihre Blätter zu füllen?

Ist es etwa ihr allein so gegangen? Man lese doch den Morning Chronicle etc. Man wird oft genug darin angezeigt finden, wie die Robe ausgesehen, welche diese oder jene Lady bei irgend einer Hoffeyerlichkeit getragen.

Die deutschen Journalisten wissen ferner noch: Madame Recamier habe eines Tages einen Ball gegeben, sich aber um Mitternacht zu Bette gelegt und sämmtliche Ballgäste vor ihrem Bett empfangen. An dieser Anekdote ist etwas Wahres. Die reizende Wirthin wurde auf diesem Ball plötzlich und ernstlich krank, sie war aber zu gutmüthig, um die allgemeine Freude stören zu wollen, sie schlich sich also in ihr Schlafzimmer und legte sich zu Bette; einige vertrautere Freundinnen besuchten sie, und aus dieser so einfachen, so natürlichen Geschichte hat man jene Klätscherei zusammengesetzt.

Die deutschen Journalisten schwatzen endlich auch noch: der Lustspieldichter Picard habe ein Stück geschrieben, in welchem die schöne, edle Frau persiflirt wäre, und ihr Gemahl habe es dem Dichter um eine namhafte Summe abgekauft. Ich bin von dem wackern Picard selbst autorisirt worden, diesem Mährchen gerade zu widersprechen. Es ist ihm nie in den Sinn gekommen, etwas gegen Madame Recamier zu schreiben: das einzige Wahre von der Geschichte ist, daß man einige Einfälle in einem seiner Stücke auf sie gedeutet hat, und blos um solchen Deutungen auszuweichen, hat der brave Picard, ohne irgend eine andere Veranlassung oder niedrigen Kaufhandel, das Stück zurückgenommen.

Eine Karricatur wurde einst in Paris auf sie gemacht; (und das hat sie mir selbst erzählt), sie trat, ohne es zu

wissen, in einen Bilderladen, man bot, ohne sie zu kennen, ihr das Zerrbild zum Verkauf an; sie stutzte, aber sie betrachtete es sehr gefaßt. „Vermuthlich" fragte sie den Bilderhändler, „ist es eine Person von „üblem Rufe?" — „O bewahre der Himmel!" antwortete dieser hastig, „es ist eine Frau, gegen deren Ruf nichts einzuwenden ist." — Und nun fuhr er fort sich in Lobeserhebungen über sie zu ergießen, die, weil sie ganz unverdächtig waren, sie leicht über das Zerrbild in seiner Hand trösteten.

Ich könnte noch viel von ihr erzählen, viele kleine Züge, die nur ein geübter Beobachter bemerkt, und die doch oft schnelle, tiefe Blicke in das Herz zu thun erlauben; aber manches würde zu sagen unschicklich seyn, da der Freund kein Recht hat, die innere Häuslichkeit auch der edelsten Frau gerade vor dem Publikum zur Schau zu stellen. Ich hoffe genug gesagt zu haben, um die deutschen Journalisten zu beschämen, und jedes Vorurtheil gegen Madame Recamier zu zerstören.

Möge Sie noch lange des Glücks genießen, das sie weit mehr ihrem Herzen, ihrer Tugend und Sittsamkeit, als dem Reichthum und der Schönheit verdankt.

Das Museum der französischen Denkmäler

ist jetzt unstreitig eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von Paris. Herz, Geist, Kunstsinn, Phantasie, alles wird in Bewegung gesetzt, sobald man dies Heiligthum betritt. Alexander Lenoir, der von glühendem Eifer beseelte Stifter und Vorsteher des Museums, hat, einem von der Regierung erhaltenen

Auftrage zu Folge, aus allen zerstörten Schlössern, Kirchen und Klöstern gegen sechshundert französische Denkmäler gesammelt, deren manche bis zum sechsten Jahrhundert hinaufsteigen, und deren Jedes ohne Ausnahme entweder durch Kunstwerth, oder durch Beobachtung der Fortschritte der Kunst, oder durch die Geschichte, oder auch nur durch die entflammte Phantasie des Beschauers, ein hohes Interesse empfängt. Ein aufgehobenes Kloster (des petits Augustins) ist zur Aufstellung dieser Schätze eingeräumt, und dies antike Local sammt seinen Höfen und Gärten trefflich benutzt worden. Was der heillose Vandalismus der Revolution zerstört oder zerstückelt hatte, das ist von dem fleißigen Lenoir so viel möglich wieder hergestellt worden. Er selbst war überall gegenwärtig, überall geschäftig, und hat z. B. bei der Ausgrabung der Leichname in der Abtei St. Denis sehr interessante Bemerkungen gemacht. Viele, dort in steinernen Särgen begrabene (ein Gebrauch, der sich aus den ersten Zeiten der Monarchie herschreibt) wurden noch mit unversehrten Kleidern gefunden, und allerlei Geräthschaften neben ihnen, die zu ihrem Gebrauch gedient hatten oder dienen sollten: leider rissen die damaligen Wilden die Kleider in Stücke, und was Metall war, wurde in die Münze getragen.

Man tritt zuerst in die vormalige Kirche, welche mit Denkmälern aus allen Jahrhunderten, chronologisch geordnet und malerisch gruppirt, angefüllt ist. Von da gelangt man in ein schauerliches Gewölbe, dessen bemalte Fensterscheiben nur ein zweifelhaftes Licht durchschimmern lassen. Hier thront auf unförmlichen Ueberresten das dreizehnte Jahrhundert. Grob aus

Stein gehauene Könige und Königinnen, mit flach zusammengefügten Händen liegen da auf ihren Särgen in starrer Ehrbarkeit. Alles Umgebende, selbst die Fensterscheiben sind aus jener grauen Vorzeit, und es ist unmöglich in der Dämmerung dieser Gräber zu wandeln, ohne von einem geheimen Schauer durchdrungen zu werden. — Durch den einer Höhle gleichenden Ausgang tritt man in die gothische Halle, dem vierzehnten Jahrhunderte geweiht, wo abermals jede Säule, jeder nur als Verzierung gebrauchte Stein, wirklich ein Ueberrest derjenigen Zeit ist, welche den aufgestellten Denkmälern das Daseyn gab. Und so schreitet der Beschauer, der Zeit spottend, mit einem unnennbaren Gefühl aus Jahrhundert in Jahrhundert bis in das achtzehnte hinüber, wandelt endlich durch die Schattengänge des Elysiums (des ehemaligen Klostergartens), steht dort vor einem großen Mann aus der Geschichte, oder verweilt hier an dem Grabe des liebenswürdigen Lafontaine.

Ich hoffe nicht langweilig zu werden, wenn ich kurz nenne und mit einigen Pinselstrichen bezeichne, was mir besonders aufgefallen. Da steht, wenn man kaum in die Kirche tritt, rechter Hand, ein Altar von Stein; parisische zu Wasser handelnde Kaufleute unter Tibers Regierung errichteten ihn dem Jupiter. Man erkennt unter seinen Verzierungen Merkur, Bachus und Venus, und freut sich der Beständigkeit der Pariser, die seit 1800 Jahren nie aufgehört haben, jene Gottheiten zu verehren.

Hier, dieser Stein mit griechischer Inschrift deckte zwei liebende Gatten, Philochares und Timagoren. Keine hochtönende Worte verkünden ihre eheliche

Liebe, aber einfach rührend spricht das Basrelief, auf welchem sie sich traulich die Hand reichen zum Gange in die Unterwelt.

Gruß dem Moschus, Sohn des Moschus! sind die wenigen Worte, die dort ein Grabstein von Parischem Marmor dir zuruft. Sie sind an einen berühmten Dichter gerichtet, der in Sicilien 285 Jahr vor unserer Zeitrechnung starb. Keine Schmeichelei entweiht sen Andenken, aber nach zweitausend Jahren grüßt jeder vorübergehende ihn heute noch freundlich: Gruß dem Moschus!

Welche lange Reihe griechischer Namen ist auf jenen großen Marmortafeln verzeichnet? Es waren tapfere Männer aus dem Stamm der Erechthiden, die auf dem Schlachtfelde fielen. Die Dankbarkeit ihrer Mitbürger grub ihre Namen in diesen Marmor, der bald nach Cimons Tode, zur Zeit des peloponesischen Krieges, also vor zweitausend dreihundert Jahren, aufgestellt wurde. Wer kann diese Buchstaben betrachten, ohne daß die ganze, uns beinahe zur Fabel gewordene griechische Welt vor seinen Augen steht? — *) Um so gleichgültiger geht man an dem plumpen Gefäß von orientalischem Alabaster vorüber, von welchem eine fromme Tradition behauptet: es habe bey der Hochzeit zu Canaan gedient. Hilf Himmel! Was für Menschen mögen die Hochzeitgäste gewesen seyn, wenn sie diesen Pocal aus Hand in Hand konnten gehen lassen, denn er wiegt wenigstens fünfhundert Pfund.

*) Diese beyde Marmortafeln sind in das Museum Napoleon gebracht worden, vermuthlich, weil es keine National-Denkmähler sind.

Lächelnd steh' ich vor einem sonderbaren Grabmahl, welches die Jahrhunderte bis zu einem halben Dutzend hinauf zählt. Es wurde Dagobert dem Ersten geweiht, der seine Siege durch Grausamkeit und Wollust besudelte, und seine Kebsweiber ungerechnet, drey Königinnen zu gleicher Zeit angetrauet war; dann aber alle Sünden durch die Erbauung der Abtei St. Denis abbüßte, und unter die Heiligen versetzt wurde. Sein Grabmahl erzählt in höchst drolligen Basreliefs, wie es ihm nach seinem Tode ergangen. Man muß von unten anfangen, wo Dagoberts Leichnam ausgestreckt liegt. Dann folgt ein wenig höher hinauf ein Boot mit Teufeln, die Dagoberts Seele zwischen sich haben und martern. Wenn es des Künstlers Absicht gewesen, diese Teufel gräßlich und fürchterlich darzustellen, so hat er seinen Zweck ganz verfehlt, denn sie sind alle höchst komisch und tragen auf menschlichen Leibern Froschköpfe, Hundeköpfe und dergleichen. Um anzudeuten, daß der Mensch, den sie da zwischen sich herum zerren, kein eigentlicher Mensch, sondern eine bloße Seele ist, hat der Künstler die Geschlechtstheile weggelassen. So ganz Unrecht mag er nicht haben. Hätte er auf eben diese Weise den Mangel eines Magens andeuten können, so hätte er wenigstens Alles aus dem Wege geräumt, was den Menschen Seele zu seyn hindert. — Weiter oben erscheinen, nebst ein paar Engeln, der heil. Denis und der heil. Martin, welche Dagobert in seiner Noth angerufen, und entreißen den Teufeln ihre Beute, wobei mehrere Höllengeister mit Froschköpfen sehr drollig ins Wasser purzeln. Noch höher, steht die Seele zwischen ihren Rettern in ein Tuch gewickelt und Engel beräuchern sie.

Endlich ganz oben knieen die Heiligen vor Abraham und bitten ihn, die Seele in seinen berühmten großen Schoos aufzunehmen. — Auch ein paar Bildsäulen sind noch vorhanden, die zu beiden Seiten des Grabmahls standen, die eine ist Dagoberts Gemahlin Nantilde, die Andere Clovis, Beider Sohn.

Mit ernstern Gefühlen, Fluch und Segen murmelnd, steh' ich jetzt zwischen den Grabmälern Fredegundens und Bertrudens, jene die Mörderin ihres Gemahls, Feindin Gottes und der Menschen;*) diese unermüdet beschäftigt, durch weibliche Sanftmuth ihres Gatten rauhen Sinn zu mildern, und seinem Blutdurst jedes Opfer zu entrücken. Fredegundens Sohn Clotar II. war ihr Gemahl und beide Grabmäler hat er errichtet.

Welche wehmüthige Beklommenheit ergreift mich, indem ich jenes Gemach betrette, dessen Bauart das zwölfte Jahrhundert verkündet? O, diese Säulen, diese Trümmer, gehörten einst dem Paraclet, und in der Mitte dieses Grabmahl — es ist Abelards! Es ist dasselbe, welches Peter der Ehrwürdige seinem Freunde widmete. Hier liegt Abellard mit gesenktem Haupte und gefaltenen Händen, und neben ihm seine treue Geliebte, und die Köpfe dieser interessanten Gestalten, sind Abdrücke, die der Bildhauer von ihren wirklichen Köpfen nahm, und — was mehr als Alles, — dieses Grab umschließt wirklich die vereinte Asche der Liebenden! — Abelard! Heloise! ruft der Stein mir zu. Ich lege meine Hand darauf: — Kalter Stein! will ich sagen — und ziehe sie plötzlich zurück, denn dieser Stein ist nicht kalt! — Eine

*) So nennt sie Gregor von Tours.

Inschrift, von welcher man behauptet, daß sie Marmontel zum Verfasser habe, ist so einfach schön, daß ich sie gern abschreibe:

Hic
Sub eodem Marmore jacent
Hujus monasterii
Conditor Petrus Abaelardus
Et Abbatissa prima Heloisa,
Olim studiis, ingenio, amore, infaustis nuptiis
Et poenitentia,
Nunc aeterna, quod speramus, Felicitate
conjuncti.

Hier
ruhn unter demselben Marmor
dieses Klosters
Erster Erbauer Peter Abelard
Und erste Aebtissinn Heloise,
Vormals durch forschenden Geist, Liebe, unglückliche Ehe
Und Reue
Jetzt, so hoffen wir, durch ewige Glückseligkeit
vereinigt.

Jedes liebende Paar, das so glücklich ist, Hand in Hand die tausend Merkwürdigkeiten von Paris zu besuchen, sollte an diesem Grabe den Schwur der Treue erneuen. Dann mag es im Vorübergehen einen verächtlichen Blick auf jenen Grabstein werfen, der die Gebeine des Abbe Adam, Abelards Verfolgers, deckte. Dieser blinde Eiferer war es, der als Abt von St. Denis den Philosophen einsperren ließ, weil er gewagt hatte, die unerhörte Ketzerei zu äußern: die Knochen, welche man zu St. Denis als Reliquien aufbewahre, seyen nicht die wahren Knochen des heiligen Denis, des Areopagisten, der nie nach Frankreich gekommen.

Einen neugierigen Blick verdient allerdings jenes Kästchen mit Elfenbein und Schildpatt verziert. Ludwig IX. brachte es, mit Reliquien angefüllt, von seinem Kreuzzuge aus Palästina zurück, und seitdem wurde es in der Sainte Chapelle zu Paris selbst als Reliquie verehrt, obgleich die Basreliefs desselben offenbar den Zug der Argonauten nach dem goldnen Vlies darstellen. — So haben vormals öfter selbst Obsconitäten aus dem Heidenthum, den Ueberresten der Heiligen zur Einfassung gedient.

Das große Basrelief, welches hier den Blick auf sich zieht, ist aus der Abtei St. Denis genommen, und blos merkwürdig durch seine bizarre Zusammensetzung. Es stellt nemlich das Leiden Christi vor, wobei auf einer Seite der heilige Eustachius und auf der andern die Jünglinge im Feuerofen befindlich sind. — Ein anderes, Mariä Verkündigung, ist nicht weniger drollig. Die betende Jungfrau erblickt mit Erstaunen den jungen Gabriel, als ein Stutzer jener Zeit gekleidet, der aber nicht zu sprechen wagt, sondern ganz bescheiden ein Manuscript aufrollt, welches den Zweck seiner Sendung enthüllt. Oben ist Gott der Vater mit einem ganz vergüldeten Gesicht, und aus seinem Munde fliegt der heilige Geist gradewegs zu Maria.

Gern ruht das Auge dort auf der Bildsäule von weißem Marmor, denn sie verewigen die Züge einer guten Frau, Valentine de Milan, Gemahlin eines Herzogs von Orleans, der 1407 zu Paris ermordet wurde, und dessen Verlust Valentine nicht ertragen konnte. Sie starb vor Kummer 1408. Ihre rührende

Devise war eine sich neigende Gießkanne, aus welcher Tropfen gleich Thränen fielen, mit der Umschrift:

Rien ne m'est plus;
Plus ne m'est rien.

Jene Statue Peters von Navarra erinnert an den sonderbaren Tod seines Vaters Carl II. Königs von Navarra, der Böse zubenamt. Die rächende Nemesis stellte an ihm ein fürchterliches Beispiel auf. Eine Art von Starrsucht überfiel ihn, er konnte keines seiner Glieder bewegen. Da riethen ihm die Aerzte sich vom Kopf bis zu den Füßen in ein Lailach fest einnähen zu lassen, welches Tuch vorher in Brandwein geweicht seyn müsse. Es war Abends beim Schlafengehen, als man ihm diese Art von Sack anzog. Eine der Kammerfrauen des Schlosses nähte ihm denselben unter dem Kinn fest und als sie fertig war, wollte sie das übrig bleibende Ende des Fadens abschneiden; da sie aber grade keine Scheere bei der Hand hatte, ergriff sie das Licht, den Faden abzubrennen. Augenblicklich stand der ganze König in Flammen, die erschrockene Kammerfrau lief schreiend davon und Carl der Böse verbrannte lebendig in seinem Bette.

Diese Marmor-Bildsäule vergegenwärtigt die Züge Carls von Orleans, der schon als Urgroßvater Franz des Ersten, und mehr noch als liebenswürdiger Dichter, Interesse einflößt. Ein Manuscript, welches in der National-Bibliothek aufbewahrt wird, enthält die Früchte seines Genies, von welchen ich hier eine kurze Probe mittheile.

Ballade.

Jeune, gente, plaisante et débonnaire!
Par un prier qui vaut commandement,

Chargé m'avez d'une Ballade faire,
Si l'ai faite de coeur joyeusement;
Or la veuillez reçevoir doucement;
Vous y verrez, s'il vous plait à la lire,
Le mal que j'ai, combien que hardiment
J'aimasse mieux de bouche vous le dire.
Votre douceur m'a sçu si bien attraire
Que tout Vostre je suis entierement,
Très désirant de Vous servir et plaire,
Mais je souffre maint douloureux tourment
Quant à mon gré je ne vous voi souvent,
Et me déplaist quand me faut vous l'escrire,
Car si faire je pouvois autrement,
J'aimasse mieux de bouche vous le dire.
C'est par dangier, mon cruel adversaire
Qui m'a tenu en ses mains longuement
En tous mes faits, je le trouve contraire
Et plus se rit quand plus me voit dolent.
Si je voulois raconter pleinement
En cet escrit mon ennuyeux martyre.
Trop long serois, pour ce certainement
J'aimasse mieux de bouche vous le dire.

So zart sang man die Liebe in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Vorüber an der Bildsäule Isabellen's von Baiern, die, von der Nation verabscheut, auf einer einfachen Bahre, von einem einzigen Priester begleitet, nach St. Denis gebracht wurde. Verweilen wir lieber bei der Büste des Mädchens von Orleans, in deren sanften weiblichen Zügen man vergebens den Muth sucht, durch welchen der Mann, der neben ihr steht, auf dem Throne erhalten wurde. Wohl aber sieht man es diesem Manne an, daß er feig genug war, seine Retterin der Wuth des Fanatismus preis zu geben, ohne auch nur

einen Versuch zu ihrer Befreiung zu wagen. — Herrlich als Kunstwerk und interessant durch seinen Gegenstand, ist diese knieende Bildsäule Philipps von Villiers l'Isle Adam, desselben Großmeisters des Johanniter-Ordens, der bei der berühmten Belagerung von Rhodus, durch Tapferkeit und Klugheit 200000 Türken widerstand, bis die Verrätherei seines Kanzlers Amaral ihn zur Uebergabe nöthigte. Ihm schenkte Carl der Fünfte Malta; als er starb, beweinten alle seine Ritter in ihm den Helden und Vater. Auf seinen Leichenstein grub man das schöne Lob: Hier ruht die Glück-besiegende Tugend.

Mit Ehrfurcht betrete ich eine Kapelle, dem Wiederhersteller der Künste, Franz dem Ersten geweiht. Der Leichnam dieses Biedermannes, so wie der seiner Gemahlin Claude de France, sind mit täuschender Wahrheit in Marmor nachgeahmt, und die hier und dort angebrachten Reliefs interessiren durch treue Darstellung der Kleidertrachten und Kriegsgeräthe damaliger Zeit. Ueber dem von sechszehn jonischen Säulen getragenen Gebälke erblicket man abermals die Bildsäulen des königlichen Paares, knieend, betend, von lieben Kindern umgeben, und die steifen Hof- und Staatskleider machen einen grellen Abstich mit der Uniform des Todes da unten. — Noch einmal finde ich den Leichnam von da Vinci's Königlichem Freunde, kunstreich abgebildet in weißem Marmor, und mache leider die Erfahrung, daß schon im sechszehnten Jahrhunderte der Knabenmuthwille des Ehrgeizes eben so rege war als heutzutage, durch Bekritzeln mit obscuren Namen die heiligsten Denkmäler zu entweihen. Da haben z. B. ein Hugues Bétauld im Jahr 1580., ein Lormel 1584., u. a. m.

sich

sich auf diese schimpfliche Weise an Franz des Ersten Denkmal versündigt und verewigt.

Diese schöne Säule, mit Lorbeeren und Weinblättern umwunden, trägt auf ihrer Spitze das Bild der Gerechtigkeit, und verschloß einst das Herz des edlen Connetable von Montmorency, zugleich mit dem eines Königs, der mit dem Freunde im Tod und im Leben, vereinigt bleiben wollte. Der Inschrift fehlt es wohl an Geschmack, aber gewiß nicht an Herzlichkeit:

Cy-dessous gist un Coeur plein de vaillance,
Un Coeur d'honneur, un Coeur qui tout savait,
Coeur de vertus qui mille coeurs avait,
Coeur de trois rois et de toute la France.
Ci gist ce Coeur qui fut notre assurance,
Coeur qui de Coeur de justice vivait,
Coeur qui de force et de Conseil servait,
Coeur que le Ciel honora dès l'enfance,
Coeur, non jamais, ni trop haut, ni remis,
Le Coeur des siens, l'effroi des ennemis,
Coeur qui fut coeur du roi Henri son maître,
Roi qui voulut qu'un Sépulcre commun
Les infermoit après leur mort, pour être
Comme en vivant, deux mêmes coeurs en un.

Obgleich vom König nur in den letzten vier Zeilen die Rede ist, so weiß ich doch kaum, wem die Inschrift mehr Ehre macht, dem treuen Diener, desgleichen es viele giebt? oder dem liebenden Könige, dessen Gleichen es wenige giebt?

Bei der knieenden Bildsäule des Kanzlers René, Birague, (der mit der abscheulichen Catharina von Medicis in den Blutströmen der Bartholomäusnacht sich badete), würde ich keinen Augenblick verweilen, wenn nicht unter seinen Füßen der Anblick seiner Gattin mich

fesselte. Gekleidet im Costum ihrer Zeit, ruht sie auf weiche Kissen hingegossen, die runden Wangen in die fleischichte Hand stützend; ein Buch liegt vor ihr, in dem sie nur flüchtig zu lesen scheint, weil ein niedlicher Schooshund sie neckend daran hindert. Welch ein ruhiges Bild des stillgenießenden Lebens, das nicht ahnt, wie nahe der tückisch beschleichende Tod ihm sey, und doch dürfen wir nur herunterblicken auf das Basrelief ihres Ruhebettes, da liegt diese nemliche Frau als Leiche, starr ausgestreckt, die weichen runden Formen verschwunden, das helle Auge versunken, das kunstreiche Gewand mit dem einfachen Leichentuche vertauscht. Diese Zusammensetzung von Leben und Tod macht einen tiefen Eindruck auf den Anschauer, und das ganze scheint weniger ein Denkmal, als eine Satire auf das menschliche Leben zu seyn.

Wessen ist diese Bildsäule, um die ich so oft einen Haufen älterer Franzosen mit gerührtem Ernst versammelt sehe? — Es ist der gute Heinrich IV, den die Republikaner nie vergessen werden. Aehnlicher als diese Statue findet man keine Darstellung von ihm; dies bezeugt Lenoir, der zu St. Denis gegenwärtig war, als man Heinrichs Sarg öffnete, und ihn unversehrt da liegend fand. —

Der Kunst zu Ehren, aber, troz der pomphaften Inschrift, sich selbst zum Schimpf, knieet hier der Marschall von Frankreich, Albert Gondi, der Carl IV. fluchen und morden lehrte. — Geschwind vorüber! zu jener weiblichen Gestalt: Claude Catharina von Clermont Tonnerre, Beschützerin und selbst Vertraute der schönen Wissenschaften. Sie war es, die, als die polnischen Gesandten dem Sohne Catharinens von Medicis das

Wahldekret zum polnischen Thron überbrachten, statt ihrer Gebieterin lateinisch antwortete, und eine so zierliche Rede hielt, daß sie den alten Kanzler Birague dadurch beschämte, der für Carl IX. geantwortet hatte. Die Inschrift nennt sie heroina cum quavis prisci aevi comparanda.

Den Namen Dominic Sarrede hatte ich nie nennen hören, aber wie gern verweilt mein Auge auf seiner Büste, seitdem ich weiß, wie treu er Heinrich den Vierten geliebt. In der Schlacht von Ivry verlohr er ein Bein; das hinderte ihn aber nicht, seinem guten Könige ferner zu dienen. Sein Schmerz, als Meuchelmord ihm den besten Herrn stahl, war so groß, daß, als er zwei Tage nach der gräßlichen That durch die Straße de la Ferronerie über den Platz gieng, wo sie geschehen war, er ohnmächtig niedersank, und am andern Morgen seinen Geist aufgab. Man errichtete ihm zu Ermenonville eine Trophäe von seinen Waffen, und schrieb darunter:

En ce bocage où ton laurier repose
Sur le joli myrte d'amour,
Ton fidèle sujet depose
Ses armes à toi pour toujours.
O mon cher, mon bien-aimé maître!
J'ai déjà, sous ton étendard
Perdu de mes membres le quart;
Te voue ici mon restant être.
Que si d'un pied marche trop lent pour toi,
Point ne faudroit meilleure aide;
Car pour combattre pour son roi,
L'amour fera voler Sarede.

Das Denkmal des rechtschaffenen Präsidenten Pibrac aus dem XVI. Jahrhundert ist von einem Stein bedeckt, der seinen Lebenslauf in lateinischer Sprache und

vier französische Verse enthält, in welche wahrhaftig alle Lebensweisheit eines klugen und ehrlichen Mannes zusammengedrängt ist:

Dieu tout premier, puis père et mère honore,
Sois juste et devot, et en toute saison,
De l'innocent prens en main la raison;
Car dieu te doit là haud juger encore.

Heureux qui met en dieu son espérance,
Et qui l'invoque en sa prospérité,
Autant ou plus qu'en son adversité,
Et ne se fie en humaine assurance.

Il est permis souhaiter un bon prince;
Mais tel qu'il est il le convient porter;
Car il vaut mieux un tyran supporter,
Que de troubler la paix de la province.

Songe long-tems avant que de promettre;
Mais si tu as quelque chose promis,
Quoi que ce soit, et fust-ce aux ennemis,
De l'accomplir en devoir te faut mettre.

Sey mir gegrüßt, Philippe Desportes, liebenswürdiger erotischer Dichter, der du, von drei Königen geliebt, geehrt, belohnt, im Ueberfluß und Ruhe starbst. — In Ruhe? — Schwerlich. Konntest du jemals vergessen, daß Diana von Cossé-Brissac, deine reizende Geliebte, von ihrem Gemahl in deinen Armen überrascht, ein blutiges Opfer wüthender Eifersucht ward? - Giebt es ein schrecklicheres Schicksal für einen Liebenden? — Ach! und doch hat Desportes Dianen vergessen! Eine Hippolyte, eine Laure haben ihm die Unglückliche bald ersetzt. — Ich verweile nicht bei seinem Denkmale.

Aber mit Ehrfurcht gehe ich an dem Manne vorüber, dessen Leben auf diesem Basrelief die Muse der

Geschichte emsig niederschreibt. Es ist der berühmte Geschichtschreiber de Thou.

Den Physiognomen wird jene Statüe interessiren, Charlotte Catharina de la Tremouille, angeklagt, ihren Gemahl vergiftet zu haben, und losgesprochen vom Parlament. Da dieses Bild außerordentlich ähnlich seyn soll, so kann der Physiognom entscheiden, ob sie mit Recht angeklagt oder losgesprochen worden? Ich glaube das erstere.

Girardons berühmtes Meisterstück, Richelieus Grabmal, hatte ich schon vormals in der Sorbonne bewundert. Merkwürdig aber ist, und ehrenvoll für den Direktor des Museums, daß er sein Leben wagte, um dies Kunstwerk den Klauen der Vandalen zu entreißen, und daß er dabei durch einen Bajonettstoß verwundet wurde.

Jener irländische Jüngling, aus der Familie Douglas, starb im vier und zwanzigsten Jahre auf dem Bette der Ehren; ein Frauenzimmer errichtete ihm dieses Monument, und ließ die vielsagende altfranzösische Inschrift darauf setzen:

Prou de pis, peu de pair, point de plus.

Diese Prinzeß von Conty, deren Schönheit und Tugend im fünf und dreißigsten Jahre der Welt entrissen wurde, zählte kaum neunzehn Jahre, als sie ihren Schmuck verkaufte, um bei einer Hugersnoth die Armen zu speisen. Zart gewissenhaft gab sie alle die Güter zurück, deren Besitz ihr nur im Geringsten verdächtig schien, und die Summe soll sich auf 800,000 Livres belaufen haben. Herzlich wohlwollend ist der Blick, mit dem man von ihrem Basrelief scheidet.

Aber eine andere rührend erhabene Empfindung durchströmt mich, wenn ich das herrliche Denkmal an-

schaue, welches Charles le Brun seiner Mutter errichtete. Ein Engel mit der Tuba schwebt über ihrem Sarge, der Ruf zur Auferstehung erschallt, die Matrone hört ihn, und hebt den Deckel des Sarges und steigt, nach langem Schlummer fröhlich erwachend aus dem Grabe. Die Kunst hat der kindlichen Liebe die Hand geboten; der Ausdruck der Gestalt ist bewundernswürdig; ein heißes Verlangen nach himmlischem Lichte scheint das Gesicht der Auferstehenden zu verklären. —

Dank dir, wackerer Girardon, für die große Lehre, die du hier, auf Louvois Denkmal, allen Staatsministern gegeben. Die Geschichte, ein offenes Buch haltend, wendet bethränte Augen gegen Louvois, und scheint ihm in ihren Annalen die Stelle zu zeigen, welche seine Grausamkeit gegen die Pfalz verewigt.

Die beiden französischen Zeilen, welche der lateinischen Inschrift auf des Dichters Santeuil Grabe folgen, sind mehr auffallend als verständlich:

Cy gît le célèbre Santeuil !
Muses et fous, prenez le deuil.

Eine in ihrer Art einzige Zusammensetzung.

Diese Melpomene, die sich weinend über Crebillons Büste herabbeugt, erinnert an eine drollige Anekdote. Das Denkmal war für die Kirche St. Gervais bestimmt, wo Crebillon begraben liegt, allein der Priester erklärte, er werde nicht dulden, daß sein Heiligthum durch ein so profanes Denkmal entweiht werde, wenn nicht die Muse und Crebillons Büste weggelassen würden. — So wollte man einst auf dem heiligen Theater zu D** die Vorstellung von Schillers

Dom Carlos nur dann erlauben, wenn die Liebe des Dom Carlos zu seiner Stiefmutter wegbliebe.

Die schöne Inschrift unter jenem Medaillon schreibe ich auch deswegen ab, weil sie d'Alembert zum Verfasser hat:

François de Chevert, Lieutenant Général etc.
Sans ayeux, sans fortune, sans appui,
Orphelin dès l'enfance,
Il entra au Service à l'age de XI. ans.
Il s'éleva, malgré l'envie, à force de mérite,
Et chaque grade fut le prix d'une action d'éclat.
Le titre seul de Maréchal de France
A manqué, non pas à sa gloire,
Mais à l'exemple de ceux qui le prendront pour modéle.

Schöne, fromme, oft erhabene Empfindungen giessen alle diese Denkmäler großer Männer und trefflicher Frauen in den Busen jedes gebildeten Menschen, der zwischen ihnen herum wandelt; aber wehmüthig-schauerlich werden diese Gefühle, und unwillkührlich breiten die Arme sich aus zu umfahen, wenn man im Elysium hier und dort die Asche seiner Lieblinge wirklich wieder findet, die Asche der Männer, deren Schriften oder Thaten man von Jugend auf im Herzen trug. Da seh ich ein Grabmal mit komischen Masken verziert, es umschließt Molieres Ueberreste. Die einfache Inschrift sagt: Moliere et Thalie reposent dans ce tombeau. Das Ganze ist mit Myrthen, Rosen und Cypressen umgeben. Hier ruht jetzt der Unvergeßliche, dem der Erzbischof von Paris ein ehrliches Begräbniß versagte. — Dieser Sarkophag birgt Rene Descartes Asche, die von seinem Freunde Dalibert aus Schweden, wo er starb, zurück in sein Vaterland gebracht wurde. — Unter diesem Steine ruht Lafontaine. Zwei Basreliefs stellen

zwei seiner lieblichen Fabeln dar. Hier liest man: Jean Lafontaine est dans ce tombeau und dort: Jean s'en alla comme il étoit venu; die erste Zeile der Grabschrift, die er sich selbst setzte.

Jean s'en alla comme il étoit venu,
Mangeant le Fonds avec le revenu,
Tint les trésors chose peu necessaire,
Quant à son temps, bien sur le dispenser:
Deux parts en fit, dont il soulait passer,
L'une à dormir, et l'autre è ne à rien faire.

Jener Stein deckt Boileau's Reste. Drei Zeilen aus einer seiner Episteln sind darauf gegraben.

Ainsi que mes chagrins, mes beaux jours sont passés
Je ne sens plus l'aigreur da ma bile prémière
Et laisse aux froids rimeurs une libre carrière.

Hier ruht Mabillon, der gelehrte Kritiker und Diplomatiker, dort Montfaucon der große Antiquar.

Wie könnt' ich ausdrücken was ich empfunden habe, unter den Schatten wandelnd, welche diese ehrwürdigen Gebeine umschweben? — Genug es gab keinen merkwürdigen Mann in Frankreich, an den man nicht in diesem Museum erinnert würde, und wäre es auch nur durch eine Büste, deren unzählige sind. Hier Michel Montaigne, Sully, Rotrou, Corneille, dort Racine, Quinault, Fénelon, Lenostre; hier Bossuet, beide Rousseaus, Destouches, dort Heloise und Abelard, Ludwig XVI. und Marie Antoinette; hier Moritz von Sachsen, Montesquieu, der hundertjährige Fontenelle und der deutsche Winkelmann, dort Helvetius, Piron, (mit der bekannten Inschrift: Ci gît qui ne fut rien: pas même Academicien) du Belloy und Voltaire mit der Unterschrift von Lebrun (dem Konsul?)

O Parnasse! Frémis de douleur et d'effroi:
Pleurez, Muses, brisez vos lyres immortelles;
Toi dont il fatigua les cent voix et les ailes,
Dis que Voltaire est mort, pleure et repose-toi.

Hier Büffon, der edle Malesherbes, d'Alembert und Diderot, dort Raynal, Bailly, Vaucanson und unser Gluck, mit der bedeutenden Unterschrift: Il préféra les muses aux Syrenes.

Welch' ein Genuß für ein denkendes, empfindendes Wesen, allüberall vor den ähnlichen Bildern der Männer zu stehen, die Großes thaten, oder Schönes sagten, oder Nützliches erfanden; gleichsam eines Jeden persönliche Bekanntschaft zu machen, und in seinen Zügen zu spähen, ob sie mit seinem Geiste verwandt sind? — Unendlich kostbarer sind freilich die Kunstschätze im Museum Napoleon, und der einzige Apoll von Belvedrre mag in Rücksicht auf Kunst das ganze Museum der französischen Denkmäler aufwiegen; aber — Bewunderung erwärmt selten das Herz, und hat meiner Phantasie wenigstens nie ein so schwelgerisches Mahl bereitet, als ich unter den Gräbern und Denkmälern großer Männer gefunden.

Sehr löblich ist des Stifters Bemühen, das ganze Local von innen und außen in Einklang zu bringen. Da ist z. B. der ganze Vorhof, durch welchen man in den ersten Saal tritt, mit Portiken des alten Schlosses Anet verziert, welches Heinrich der II. für seine Geliebte Diane von Poitiers bauen ließ. — Die gemalten Fensterscheiben sind, wie schon erwähnt, immer mit den Denkmälern aus einerlei Zeit. Man findet schöne Kunstwerke, z. B. ein Ecce homo von Albert Dürer darunter.

Das sey genug von dem neuen Vorzug, den Paris durch Lenoirs Enthusiasmus sich erworben. Jeder Reisende wird gewiß in den ersten Tagen seines Aufenthalts zu den petits Augustins eilen. Es ist da noch sehr viel zu sehen, wovon ich nicht ein Wort erwähnt habe, und ein Kunstkenner der beurtheilt, wird noch zwanzigmal mehr davon sagen können, als ich, der ich blos empfand.

Das Museum Napoleon.

I. Gemälde-Gallerie.

Ehe ich ein Wort über diesen reichsten Kunstschatz auf dem ganzen Erdboden schreibe, muß ich mit den Lesern mich über das verständigen, was sie von meiner Beschreibung zu erwarten haben. Ich muß nemlich das traurige Bekenntniß ablegen, daß ich so unglücklich bin, zu allen Kunstwerken mein Gefühl mitzubringen, und sogar immer zuerst mein Gefühl. Ich weiß recht gut, und habe von unserer gewaltigen neuen Schule oft gehört, daß ein Kunstwerk gar nicht auf das Gefühl wirken darf, und muß: daß es ein elendes Machwerk ist, sobald es dergleichen thut; daß es die Natur nicht nachahmen oder gar erreichen darf, weil es sonst unausstehlich gemein ist; daß es völlig gleich viel gilt, an welchem Gegenstande die Kunst sich übt, u. s. w. Alle diese schönen und einleuchtenden Wahrheiten bin ich so unglücklich mit einem Ohr zu hören und zu dem andern wieder herausgehen zu lassen. Ich frage nicht vorher:

von wem ist das Bild? Ist es auch alt genug, um es enthusiastisch loben zu dürfen? Ist in der Zeichnung gar kein Fehler? Und ich frage auch nie: welchen Eindruck soll das Bild nicht machen? Sondern ich frage: welchen macht es? weil ich so verstockt bin, mir einzubilden, der Maler habe es gemalt, um diesen oder jenen Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen. Aus allen diesen meiner gemeinen Natur anklebenden Gebrechen folgt nun, daß der Leser durchaus keine Kunsturtheile von mir zu erwarten hat. Ich will und werde nichts anders thun, als erzählen, was ich gesehen, und welche Empfindungen das Gesehene in mir erregte. Daher werde ich oft bei Gegenständen verweilen, die manchem untergeordnet scheinen, und bei andern vorüberschlüpfen, über die manche ein großes Geschrei erheben. Mit gutem Vorbedacht habe ich keinen von den vermaledeiten Kunstkennern mit mir genommen, die, mit der Doppellorgnette vor den Augen, nichts weiter zu thun wissen, als dem unbefangenen Beschauer jeden Genuß zu verkümmern; oder hinwiederum ihn zwingen wollen, zu genießen, wofür nur ihre höhere Offenbarung sie empfänglich macht. Das einzige, was bei meiner sündigen Einfalt mich noch ein wenig tröstet, ist Lessings Ausdruck in Emilia Galotti: „hinweg mit dem, „der erst vom Maler lernen will, was schön ist." — Ja, der gute Lessing würde heutzutage auch kein großes Glück mit seinen Kunstwerken machen, denn vom Lacrymas müßte er lernen, wie er den Nathan hätte schreiben sollen.

Genug zur Einleitung. Die Kunstjünger und Nasenrümpfer mögen das ganze Kapitel überschlagen. Wir treten in den ersten Saal; er enthält Früchte der

Eroberung aus Venedig, Florenz, Neapel, Turin und Bologna. Die Phantasie ergreifend ist die Sühnung eines unwillkührlichen Verbrechens des heiligen Julian. Der arme Mann hatte das Unglück gehabt, Vater und Mutter zu morden, weil er sie in seinem Bette fand, und durch die Nacht getäuscht, glaubte, es wäre seine Frau mit ihrem Liebhaber. Um die Sünde abzubüßen, floh er mit seinem Weibe an das Ufer eines reißenden Stromes, über welchen zu setzen sehr gefährlich war; hier gründete er ein Hospital für die Armen und Nothleidenden. Einst mitten im Winter, um Mitternacht, hört er am jenseitigen Ufer eine klagende Stimme, er eilt hinüber, und findet einen armen Aussätzigen, trägt ihn durch den Fluß, versucht ihn zu erwärmen, und, da ihm das am Feuer nicht gelingt, legt er ihn in sein eignes Bett. Plötzlich umgiebt Himmelsglanz den Kranken; er versichert den frommen Wirth, daß durch dessen gastfreie Barmherzigkeit nunmehr sein Verbrechen getilgt sey, und verschwindet. Der Maler (Allori aus Florenz im XVI. Jahrhundert), hat den Augenblick gewählt und trefflich dargestellt, wo der heilige Julian dem Armen aus dem Boote hilft.

Eine heilige Familie von Andreas del Sarto ist unaussprechlich lieblich; aber in Wehmuth versinket man mit einer knieenden Figur, (von dem Römer Feti). Sehr deutlich sagt ihr Blick, der auf einem Todten-Kopfe ruht: ich habe Alles verloren! — Helenens Entführung von Guido Reni ist ein schönes, aber lächerliches Bild. Läßt sichs wohl denken, daß bei einer hastigen Entführung die Geliebte an alle ihre Kostbarkeiten, und sogar an ihr Schooshündchen denken werde? Auch mag es im gemeinen Leben wohl

oft vorfallen, daß die Kammerjungfer weit hübscher ist, als ihre Gebieterin, aber auf dem Bilde hätte Guido Reni sich davor hüten sollen. — Wer es für gleichgültig hält, an welchem Gegenstande sich die Kunst übt, der mag den Bettler von Murillo bewundern, der sich das Ungeziefer absucht; ich kehre ihm den Rücken und lächle im Vorübergehen über eine heilige Familie desselben Malers, auf welcher der kleine Jesus mit dem Rosenkranze spielt. In tiefen Ernst verliert sich aber mein Lächeln, wenn ich mein Auge auf das schöne Bild Carls des Ersten, enthaupteten Königs von England, richte. Ein Holländer, Mytens, hat ihn im 27sten Jahre gemalt. Allerdings macht dieses Bild in Paris noch einen stärkern Eindruck, als in Turin geschehen seyn mag, wo man es — erobert hat. — Die Hochzeit zu Canaan von Paul Veronese, ist in vielen Rücksichten merkwürdig. Erstens: weil es wohl eines der größten Gemälde ist, die auf der Welt existiren; zweitens: weil der Maler viele Portraits berühmter und unberühmter Personen seiner Zeit darauf angebracht hat: der Bräutigam z. E. ist ein gewisser Marquis Guasto, die Braut Franz des Ersten Gemahlin, neben dieser sitzt Franz der Erste selbst, und neben ihm die Königin Maria von England. Hierauf folgt sogar der türkische Kaiser, Solimann der Zweite, und dann eine Frau mit dem Zahnstocher, die Gemahlin des Marquis von Pescaire. Kaiser Carl V. hat einen etwas unbequemen Platz, wo die Tafel einen Winkel macht, darum ist er nur im Profil zu schauen. Mehrere Cardinäle und Mönche, Freunde des Malers, sitzen und stehen. Sehr interessant ist endlich der Chor der Musikanten, unter welchen Veronese die berühmtesten

venetianischen Maler seiner Zeit dargestellt hat, er selbst spielt das Violoncell. Sehr drollig sind die Verstöße gegen die Chronologie. Die Musikanten geigen nach Noten, Carl der V. prangt mit dem Orden des goldenen Vließes u. s. w. Dies Gemälde schmückte vormals den Speisesaal von St. Georg zu Venedig, und der Maler hat weniger dafür empfangen, als heutzutage ein einzelnes gutes Portrait oft kostet, nemlich nicht mehr als neunzig Dukaten. — Großes Vergnügen gewährt ein Bild von Rubens, auf welchem er sich selbst und seine liebsten und berühmtesten Freunde dargestellt hat. Hier ist Hugo Grotius, der biedere Weltweise, mit dem Hunde, welchen er liebte. Neben ihm Justus Lipsius, der berühmte Professor zu Löwen; die Büste Seneca's hinter ihm deutet vielleicht auf seine Schriften über den Stoicismus, so wie die Tulpen anzeigen sollen, daß er in seinen Erholungsstunden diese damals neue Blumen eifrig kultivirte. Der große Maler selbst und sein Bruder vollenden die interessante Gruppe. — Aber nicht weit davon hängt ein zurückstoßendes Gemälde, von Sebastiano del Plombo. Die heilige Agathe nemlich, die ganz hübsch gewesen seyn mag, hat die Liebe eines Gouverneurs von Sicilien verschmäht, und zur Strafe werden ihr die Wärzchen vom schönen Busen mit Zangen heruntergekniffen. Wie kann die höchste Kunst an solchen Gegenständen Vergnügen gewähren?

Ich trete in die eigentliche Gallerie. Sie ist nicht weniger als vierhundert Schritt lang, und sollte nächstens noch um ein Paar hundert verlängert werden; denn der Bretterverschlag am Ende der Gallerie birgt noch eine weite Strecke, und ist über und über mit Gemälden an=

gefüllt, die an den Wänden über einander lehnen und noch nicht haben geordnet oder restaurirt werden können. — Die französische Schule macht rechter Hand den Anfang. Man bewundert sogleich mehr als zwanzig große Bilder von Charles le Brun, unter welchen mir besonders das Zelt des Darius gefallen hat. Nach der Schlacht, in welcher Alexander den Darius überwand, tritt der Sieger, blos von seinem Liebling Hephästion begleitet, in das Zelt der persischen Prinzessinnen. Sysigambis, des Darius Mutter, wirft sich dem Günstlig zu Füßen, weil sie, durch die Pracht seiner Rüstung getäuscht, ihn für den König nimmt. Ihren Irrthum gewahrend will sie ihn entschuldigen. „Kein Irrthum," sagt Alexander, „er ist mein zweites Ich." — Neben Sysigambis knieet des Darius Gemahlin, dem Ueberwinder ihren Sohn entgegen haltend. Die weinende Statyra und ihre jüngere Schwester (des Darius Töchter), ein großes Gefolge von Frauen, Priestern und Verschnittenen, füllen den übrigen Raum dieses herrlichen Bildes. — Sehr lieblich ist Lebruns Geburt Christi, wo die dreifache Beleuchtung einer Lampe, eines Feuerheerdes und der himmlischen Glorie, einen höchst malerischen Effekt hervorbringt. — Fast noch lieblicher ist die heilige Jungfrau mit der Weintraube, (von Mignard) also genannt, weil die Mutter dem Kinde eine Traube hinreicht. — Der heiligen Jungfrauen mit dem Jesuskinde findet man in allem ein Paar hundert in dieser Gallerie, und, so schön der Gegenstand auch seyn mag, so kehrt er doch viel zu häufig wieder. — Grauen erregend ist die Sündfluth von Poussin. Man mögte in diese Wellen springen, um die arme Familie zu retten, die da verge=

bens dem Tode zu entrinnen strebt. — Theolon ist ein unberühmter Name, aber er verdiente wohl berühmter zu seyn, wenn er mehrere Bilder hinterlassen hat, von gleichem Werthe als den Kopf einer alten Frau, den ich für vortrefflich halte. — Von Vandyk's lebendigen Bildern ist hier eine große Sammlung, und keines darunter, das nicht seinen Ruhm bewährte. Vor allen gefiel mir ein ex Voto, wo die Darbringer des Gelübdes, Mann und Frau, vor der heiligen Jungfrau knieen, und das Jesuskind sie himmlisch, freundlich aufnimmt. Himmlisch, sagte ich? Nein ein wenig irdisch, denn der kleine Christus läßt sich herab, dem Manne den Bart zu streicheln. —

Da hängt ein Portrait, von einem Deutschen Namens Faes gemalt, ein ähnliches Portrait, wie man sagt; wer sollte aber wohl in dieser Physiognomie den Protector Cromwell suchen? — Viel leserlicher haben Holbein oder die Natur, das Gesicht des Kanzlers Thomas Morus geliefert. Diesem Manne traue ich es zu, daß er seinen Nacken kaltblütig unter das Beil gebogen. — Noch ein Paar andere Bilder von Holbein, ein junges Weib mit dem Schleier, die Hände über den Knieen verschränkend, und Erasmus, Verfasser des Lobes der Narrheit, werden jedem wie mir Vergnügen gewähren. Soll aber das Vergnügen in herzliches Lachen übergehen, so trete man vor das Bohnenfest (fête des rois) von Jordans. Mann kann, ohne mit zu lachen, es durchaus keine Minute mit ansehen, wie die sämmtlichen Gäste lachend auf den trinkenden Bohnen-König schauen. — Sehr unbefriedigend ist mir Lairesse's Herkules zwischen Wollust und Tugend vorgekommen, und sehr komisch eine dicke

Venus Rembrandt's, in flamändischer Tracht, mit schönen großen Ohrringen. Wahrlich wären dem Jungen, der vor ihr steht, nicht ein Paar Flügel angeleimt, keine Seele würde errathen, daß er einen Amor vorstellen soll. Da lob' ich mir das herrliche Familiengemälde des weniger berühmten Ostade. Drei solche Rembrandtische Venus gäb' ich dafür hin.

Ein kleines, von der Zeit gemißhandeltes Bild soll ein Turnier vorstellen und Rubens zum Verfasser haben. Es gehört eine starke Einbildungskraft dazu, sowohl den Gegenstand als den Verfasser zu erkennen. — Du, mit dem sanften Gesicht, Elisabeth von Bourbon, Geliebte des Dom Carlos; mehr noch als Rubens Pinsel macht Schillers Meisterwerk dich mir interessant, und nur jene lebhaft dargestellten stillen Freuden der Häuslichkeit von Steen, können meinen Blick von dir abziehen. Man hänge dieses Bild neben das der heil. Agathe, der die Brustwarzen abgekniffen werden, und frage sich dann, ob man lieber Steen oder Sebastiano's Freund seyn möchte? —

Sehr dramatisch hat Terburg eine etwas lockere Scene behandelt, wo ein dicker Soldat, ein jovialischer Zechbruder, einem Mädchen Geld bietet, das zwar verschämt die Augen nieder; aber das Geld nicht ausschlägt. — Das Portrait eines alten Hausmeisters der Maler-Academie zu Antwerpen (von Cornelius Vos) ist von einer hinreißenden Wahrheit; und die Micheline (von Barocci) von einer unaussprechlichen Lieblichkeit. Hat diese schöne Pilgerinn wirklich so ausgesehen, so wird ihre Heiligkeit sie schwerlich vor profaner Liebe geschützt haben. — Um so empörender ist abermals das Mär-

tyrerthum der heil. Placida und der heil. Flavia von Correggio. Gott! welch' ein gemeines Mensch ist hier diese heil. Flavia. Sehr natürlich, daß die Saracenen, die sonst eben nicht grausam gegen das schöne Geschlecht waren, dieses Exemplar desselben so unhöflich behandelten. — Der Fluch Gottes über die ersten Eltern, von Domenichino, erregt Lachen statt Schauder. Ein großer Haufen Engelein tragen den lieben Gott in den Wolken, der ganz gewiß herunter fallen würde, wenn ihm die Engelein nicht überall die Hände untergeschoben hätten, besonders unter die Posteriora. — Die Ermordung der unschuldigen Kinder ist abermals einer von den Gegenständen, bei welchen selbst Guido Reni's Name mich nicht festhalten kann. Noch obendrein hat der sonst so große Maler eine sehr geringe Kenntniß des Mutterherzens verrathen, und aus seinem Gegenstande gar nicht den Vortheil gezogen, den er daraus hätte ziehen können. Die Mütter thun nichts als flehen und schreien; keine bittet, keine wehrt sich. Das letztere besonders dürfte durchaus nicht vermißt werden, da ja das schwächste Huhn seine Jungen gegen einen Adler vertheidigt. Ich erinnere mich in Wien, ich glaube in der fürstlichen Lichtensteinischen Gallerie, ein Gemälde derselben Greuel, ich weiß nicht mehr von welchem Meister gesehen zu haben; es war weit richtiger gedacht als dieses. Die Hand einer verzweifelnden Mutter, der eben ihr Kind durchbohrt wurde, zerfleischte da in demselben Augenblicke die Backe des Mörders. Es war gräßlich schön und wahr. — Wer Davids berühmtes Gemälde, die Sabinerinnen gesehen hat, der werfe hier auch einen Blick auf

dieselbe Geschichte von Guercini behandelt. Man sieht auf den ersten Blick, daß der letztere gar kein Dichter war; wer kann aber jemals ein großer Maler werden, ohne Dichter zu seyn? wenn man die beiden Bilder in Gedanken miteinander vergleicht, so kommt es einem vor, als habe unser Opernschmidt V — s auch einen Wallenstein schreiben wollen. — Die Rückkehr des verlohrnen Sohnes von Spada hat großen Reiz für mich; besonders die Gestalt des Sohnes, dieses lebendigen Bildes von Mangel und Reue. — Zwei weibliche Portraits von Leonardo da Vinci fesseln unwiderstehlich. Das Eine stellt die unglückliche Anna Boleyn dar, und interessirt durch das Schicksal des Originals noch mehr als durch die Kunst. Das andere ist Madame Lise, Gattin eines florentinischen Edelmanns. Sollte der Himmel einmal wieder eine heilige Jungfrau brauchen, so kann er durchaus keine andere Gestalt dazu wählen als diese. — Zwei Jünglinge von Raphael beide denkend, sind vortrefflich, und gaben mir eine weit höhere Idee von dem großen Meister, als sein heiliger Michael wie er den Teufel besiegt. — Ich schließe mit Guercini's Mars, Venus und Amor, wo letzterer seinen Pfeil, muthwillig drohend, eben im Begriff steht abzuschießen, wo der Beschauer getäuscht alle Augenblicke den Pfeil in seinem eignen Herzen erwartet, und sich doch nicht entschließen kann dem Schusse auszuweichen.

Das ist ungefähr alles was mir ganz besonders Vergnügen gemacht hat. — Wie? hör' ich fragen, nicht ein Wort mehr von Rubens von dem doch mehr als fünfzig Bilder hier anzutreffen? nicht ein Wort von Vernets der Natur gestohlnen Landschaften? nichts von

fünf und zwanzig Albano's? und eben so vielen Annibal Carraccio's? nicht einmal eine Sylbe von Domenichino's berühmter Communion des heil. Hyeronimus? u. s. w. — Nichts von alle dem. Ich habe ja meine Schwachheit bereits gestanden. Was ich blos mit Kunstsinn beschaue, und, wenn man will, auch bewundere, das gräbt sich nicht in mein Gedächtniß, ich kann nichts davon wieder erzählen. Die hochgepriesene Abnahme vom Kreuz z. B. — ja ich finde sie auch außerordentlich schön — aber ich kann nie dabei vergessen, daß das Kreuz bei den Juden eben so viel war als bei uns der Galgen, und daß eine Abnahme vom Galgen durchaus kein Gegenstand für die schönen Künste ist. Eben so geht es mir mit den fatalen Märtyrern, von welchen diese Gallerie gleichfalls wimmelt. So ein gerösteter, gespickter oder geschundener Heiliger, und hätte ihn der liebe Gott selbst gemalt, ist mir ein unausstehliches Kunstwerk, an dem ich schnell vorüber eile. — Was die Landschaften betrifft, so hege ich da wieder meine eigene Ketzerei. Zwar sind mir die gemalten Landschaften weit lieber als die beschriebenen, und Vernet und Hakkert (von dem hier aber nichts ist) reißen auch mich oft zu staunender Bewunderung hin, aber — es bleibt mir kein Bild in der Seele; es wäre denn daß die Landschaft durch eine Geschichte belebt würde, denn für mich ist nun einmal Geschichtsmalerei das Höchste und Einzige in dieser Kunst!

Schade daß der Catalog der Gallerie so sehr mangelhaft ist. Viele Bilder haben ganz falsche Nummern und viele gar keine. — Mit der Fremden-Karte in der Tasche kann man diesen herrlichen Kunsttempel

fast täglich besuchen, und da er den Einheimischen nur an gewissen Tagen offen steht, so hat man den großen Vortheil ganz ungestört darin herumwandeln zu dürfen. Allein ist man zwar nie, sondern stets umgeben von jungen lernbegierigen Künstlern, auch Künstlerinnen, die hier und dort, hoch und niedrig, auf ebener Erde und Gerüsten sitzen, um zu lehrreicher Uebung die Meisterstücke zu copiren.

---

2. Zeichnungen.

Wenn man aus der großen Gallerie wieder in den Sallon tritt, so öffnet sich gegenüber eine andere Thür, und ladet in den Saal des Apollo, der gleichfalls ungeheuer groß ist, und eine unendliche Menge von Originalzeichnungen, untermalten Skizzen, Cartons, Gouachen, Pastells, Email-Malereien, Miniatüren, etruscischen Vasen u. dgl. enthält. Hier werde ich mich noch kürzer fassen, denn das meiste ist in der That nur für den eigentlichen Kunstkenner, und ich gestehe aufrichtig, daß, so herrlich mir auch z. E. Raphaels Schule von Athen in der Ausführung vorgekommen, doch die bloße Skizze (die seltene Krone dieses Kabinets) nur einen geringen Eindruck auf mich gemacht hat, ungefähr so wie die skizzirten Schauspiele in Lessings nachgelassenen Schriften. — Da ist eine Zeichnung mit der Feder von Passarotti, ein Schiffer, von Homers Genie entzückt, bittet den Dichter, ihn auf seinen Reisen zu begleiten, und Homer — spielt ihm ein Stückchen auf der Geige vor. — Da sind ein paar schöne Basreliefs in Wachs gearbeitet, aus der italienischen Schule. Jupiter, wie er die Titanen zerschmettert,

und Diana, wie sie die Kinder der Niobe tödtet. Schwerlich läßt sich wohl diese Kunst höher treiben. — Da ist eine liebliche Zeichnung von Raphael: Alexander bietet Roxanen seine Krone dar. Liebesgötter wimmeln um ihren Putztisch und andere spielen mit der Rüstung des entwaffneten Helden. Besonders artig und drollig ist die Idee, da ein Liebesgott in Alexanders Harnisch geschlüpft, Kopf und Arme herausstreckt, und so auf dem Boden herumkriecht. — Ich bin eben sonst kein Liebhaber von Allegorien, aber hier hat Raphael eine hinterlassen, die er, wie man sagt, dem griechischen Maler Apelles nachgebildet, und die, abgesehen von ihrem hohen Kunstwerth, auch dem Dichter Ehre macht. Der Gegenstand ist die Verläumdung. Apelles, (so erzählt Lucian) wurde von einem Verläumder angeklagt, daß er sich in eine Verschwörung gegen den König Ptolomäus eingelassen, und rächte sich folgendergestalt: Er malte die Leichtgläubigkeit mit Midasohren sitzend zwischen Unwissenheit und Argwohn; sie empfieng sehr freundlich die Verläumdung, welche als ein schönes, reichgeschmücktes Weib dargestellt ist, einen Feuerbrand in der Hand trägt, und die Unschuld bei den Haaren nach sich schleppt. Diese hebt Augen und Hände gen Himmel, seinen Beistand erflehend. Ihr folgt der Neid, schielend, bleich, entfleischt; er hat zwei Gefährten bei sich, Betrug und Arglist, die unaufhörlich bemüht sind, ihn zu putzen. Ganz zuletzt kommt die Reue im Trauergewande, der sich plötzlich die himmlisch schöne nackte Wahrheit zeigt, bei deren Anblick die Reue sich die Haare ausreißt und die Finger zernagt. — Die Ausführung dieser Zeich-

nung ist ganz vortrefflich. Villeicht wäre aber die Allegorie noch wahrer, wenn statt der Leichtgläubigkeit die Schadenfreude auf dem Thron säße, denn diese ist es eigentlich, die der Verläumdung immer willig entgegen kommt. Die Leichtgläubigkeit müßte jedoch mit unter den Hofdamen seyn. — Das Leiden Christi von Albert Dürer zeichnet sich durch Reichthum und erstaunlichen Fleiß aus; so wie ein armer Betrübter von Lucas von Leyden, durch große Wahrheit. — Kunstreich ist ein Relief von Elfenbein, von van Opstal, den Raub der Sabinerinnen darstellend, und sinnreich Lebrüns Zeichnungen von Menschen- und Thierköpfen, durch welche er die Aehnlichkeiten der Menschen- und Thier-Physiognomien zu beweisen suchte. — Eine kuriose Idee hat Poussin gehabt, als er einen Philosophen zeichnete, der seine Wissenschaftslehre auf dem Rücken eines Jünglings niederschreibt. — Aeußerst interessant sind die in große Rahmen gefaßten Miniatüren, weil sie fast Alle berühmte Personen darstellen. Hier findet man (von lauter guten Meistern) Peter den Großen, Madame de Maintenon, Ludwig den XIV., den Dichter Voitüre, die Kaiserin Maria Theresia, neben der hübschen Gärtnerstochter von Meudon, Ludwigs Geliebte, Ninon Lenclos neben dem Cardinal Richelieu, die Frau von Sevigné die Königin Christine von Schweden, die Dichterin Deshulieres, und noch hundert andere. — Mannichfaltig sind auch die Kunstwerke in feinen Steinen aus der bekannten Manufaktur von Florenz; sieben prächtige Tafeln von Porphyr, Marmor und Lapislazuli, in welche Figuren von Corallen, Mu-

scheln, Vasen u. dgl. vortrefflich eingelegt sind. Auf gleiche Weise sind der Hafen von Livorno, Tempel, Grabmäler u. s. w. dargestellt. — Die etruscischen Vasen sind von großem Werth, aus der Bibliothek des Vatican erobert, und fast Alle von Winkelmann, Passeri und Montfaucon beschrieben.

3. Gallerie der Antiken, Statüen, Büsten Basreliefs.

Ich endige wie ich angefangen habe, das heißt, ich theile mein Gefühl so gut ich kann dem Leser mit, und verwehre Niemanden ein anderes Gefühl oder auch gar keines dabei zu haben. Beim Eintritt in diese Gallerie der Antiken ähnelte meine Empfindung (obwohl nur schwach) derjenigen, welche ich zu haben pflege, wenn ich unter dem klaren gestirnten Himmel stehe. Mit einer Rührung-erpressenden Ehrfurcht steht man plötzlich unter drittehalb hundert der herrlichsten Denkmäler des griechischen und römischen Alterthums. Da ist ein Saal den Kaisern geweiht, ein anderer den berühmten Männern; dieser dem Laocoon, jener dem Apoll und der Dritte den Musen, weil die herrliche Darstellung der genannten Wesen die vornehmste Zierde derselben ausmachen.

Ich will herumspazieren und erzählen. Da steht eine herrliche Diane, aus Parischem Marmor, die schon seit Heinrich des IV. Zeiten in Frankreich, und vormals das einzige große Kunstwerk war, welches Frankreich besaß. Sie scheint zornig, und greift nach einem Pfeile, um ein Reh zu beschützen, das unter ihren Bogen flieht. Man will Familien-Aehnlichkeit zwischen ihr und ihrem Bruder, dem Apoll von Bel-

vedere bemerkt haben. — Ich gehe weiter zu der Bildsäule Julian des Abtrünnigen, und verweile länger vor ihr, wie vor Dianen, auf die Gefahr von Kennern verlacht zu werden. Jene beschäftigt nur meine Phantasie, diese meinen Geist. Sey mir gegrüßt, großer, oft verkannter und von fanatischen Christen mit einem gehässigen Beinamen gebrandmarkter Held! Deine Tugenden, deine Philosophie, dein Unglück, haben dich auf ewige Zeiten zum Gegenstand der Verehrung jedes unbefangenen Menschen erhoben. — Die Aehnlichkeit des Kopfes mit Medaillen verglichen, soll sehr groß seyn. Desto besser! Es freuet mich, daß Julian so ausgesehen hat. Man glaubt, Paris habe, noch zu den Lebzeiten des Kaisers, die Statüe in Griechenland verfertigen lassen, um sie zu Ehren eines Helden aufzustellen, der Paris liebte, in dessen Mauern den Purpur genommen, es verschönert, zu einer Hauptstadt erhoben, und den Grund zu seiner künftigen Größe gelegt hatte. Die Statüe lag übrigens vergessen in der Werkstatt eines Bildhauers, dem das Gouvernement sie für das Museum abkaufte. — Vorbei vor diesem eben so eitlen als grausamen Nero, der hier als Sieger in den griechischen Spielen sich darstellen ließ, eine Ehre, die er bekanntlich höher schätzte, als das Diadem. Auch sein Kopf ist ähnlich, aber geschmeichelt hat ihm der Bildhauer, veredelt hat er die gemeinen Züge. — Ha, jene colossalische Melpomene, nicht weniger als zwölf Fuß hoch, zieht doch wohl die Blicke hauptsächlich nur durch ihre Größe an sich, und ist allerdings, was den Umfang betrifft, das merkwürdigste Ueberbleibsel des Alterthums. Sie zierte ursprünglich nebst acht ihr gleichen Schwestern, das Theater des Pompe-

jus. — Ein trefflich erhaltener Sarkophag vergnügt durch seine kunstreichen Basreliefs, vorne die neun Musen, an beiden Seiten Calliope, die Muse des epischen Gedichts, mit Homer; und Erato, die Muse der Philosophie, mit Socrates sich unterhaltend. — Ein ruhender Faun war mir deshalb merkwürdig, weil er in einem Landhause des guten Marc Aurel ausgegraben worden, der sich vielleicht oft daran ergötzt hat. Dann hat er auch einen sehr hohen Kunstwerth, weil man aus guten Gründen vermuthet, es sey eine Copie in Marmor des Faun von Bronze des Praxiteles, der in ganz Griechenland so berühmt war, daß man ihn nur periboëtos, den Berühmten nannte.

Ariadne auf dem Felsen von Naxos schlummernd, wird wohl nicht auf Jedermann einen so starken Eindruck hervorbringen, als sie auf mich gemacht hat, denn es ist die nemliche Bildsäule, die unter dem Namen Cleopatra bekannt ist, (ein Irrthum, zu welchem ein Armband in Form einer Schlange Gelegenheit gegeben), die nemliche, von welcher eine treffliche Copie auf der Treppenruh im Michailowschen Pallast stand; die nemliche, vor der ich Paul den Ersten zwölf Stunden vor seinem Tode zum letztenmale sah und sprach. Die Erinnerung an ihn wurde um so lebhafter, da der Herrscher, in dessen Lande ich mich eben befand, ihm in so manchen Stücken gleicht. —

Ich gestehe gern, daß der Inhalt des Saals der berühmten Männer mich weit mehr interessirt hat, als die Bildsäulen aller Götter und Göttinnen. Hier findet man Zeno, das Haupt der Stoiker, und Demosthenes, den Fürsten der Redner. Der letztere sitzt, entwickelt ein Buch auf seinen Knieen und scheint

einem tiefen Nachdenken hingegeben. Man erkennt die sehr einwärts gebogene Oberlippe, welche wahrscheinlich der Naturfehler war, der ihn hinderte, deutlich zu sprechen. Hier steht Trajan, nicht als Kaiser, sondern als Philosoph; dort Sextus, dessen Andenken als Plutarchs Oheim, und mehr noch als Lehrer des guten Marc-Aurel uns werth bleibt. Hier Phocion, der bescheidenste unter den Helden, auch hier ohne allen Schmuck; dort Menander, der Fürst der neuen Comödie, (wie ihn die Griechen nannten), er sitzt und scheint zu ruhen. O, warum hat die Zeit nicht auch seine Schriften, wie diesen Marmor verschont! Grade jetzt wären sie uns am willkommensten, denn aus allem, was man davon weiß, erhellt, daß unsere neueren Gräkuli vermuthlich dadurch in die Verlegenheit kommen würden, den armen Griechen allen Geschmack abzusprechen. — In ähnlicher Stellung wie Menander, findet man hier auch den Schauspieldichter Posidippos, ein Bild von großer, einfacher Wahrheit. Diese Herme stellt einen jungen Wüstling vor, der seine Gesundheit verschwendete, und jene einen Mann, der die Kunst lehrte, sie wieder herzustellen, Alcibiades und Hippocrates. — Ungerne reiße ich mich hier los und eile weiter.

Was ist lieblicher als diese schöne jungfräuliche Gestalt, die man Ceres nennt, weil es einem Erneuerer beliebt hat, ihr Kornähren in die Hand zu geben. Wahrscheinlich hielt sie vormals ein Buch, und ward als Muse Clio verehrt. — Ihrer Nachbarschaft werth ist eine herrliche Urania, an der man unendliche Feinheit des Meißels bewundert. — Ehrfurcht flößt eine römische Matrone ein, deren Kopf ein Porträt ist. Sie wur-

de bei Tripoli gefunden, und ist nicht allein eines der geschmackvollsten, sondern auch wohlerhaltensten alten Kunstwerke. — Der sogenannte sterbende Fechter, (eigentlicher wohl auf dem Schlachtfelde seinen Geist aushauchender nichtrömischer Krieger oder Barbar, vielleicht ein Deutscher oder Gallier), ist durch tausend Copieen und Nachahmungen zur Genüge bekannt. Er gehört unter diejenigen Kunstwerke, die auf mich keinen Eindruck machen. Dasselbe will ich nur auch gleich ganz geschwind von dem berühmten Torso bekennen, und hiermit mein Gewissen von einer schweren Schuld entladen haben.

Allerliebst ist der Faun mit den Metallflecken, sein heiteres Lachen ist ansteckend und seine jugendliche Unbefangenheit so sprechend. Die eine Backe und Schulter geben einen Metallschein von sich, der ihm den Namen lieh. — An Lieblichkeit ihm gleich ist eine junge Römerin mit einem Kopfputz, wie er in den schönsten Zeiten des römischen Reichs getragen wurde. Der Kopf ist ein Portrait. Wohl dem Vater oder Gatten, dem diese reine Unschuld angehörte. Vielleicht war diese Statüe ein exvoto einem Tempel geweiht, oder vielleicht zierte sie das väterliche Haus.

Es ist doch seltsam, daß, wenn man gleich zum Anstaunen und Nachbeten sich nicht geschaffen fühlt, man doch immer eine gewisse Scheu behält, seine Meinung gegen die der Menge laut werden zu lassen. Eben geht es mir schon wieder so mit der Venus von Medicis und dem Laocoon. Was kann ich denn dafür, daß diese Venus mir wie ein ganz artiges Kammermädchen vorkommt, die von dem jungen Herrn von Hause im höchsten Negligé überrascht wird, und sich seinem lüster-

nen Blicke nicht ganz ernstlich zu entziehen sucht? — Sie hat Ohrlöcher, in welchen wohl vormals prächtige Ohrgehänge prangen mochten, so wie die Spur auf ihrem linken Arm deutlich zeigt, daß sie einst das Armband, Spinther genannt, trug. Man sagt, man wolle ihr diese Zierrathen wieder geben, um ganz den Geschmack der Alten nachzuahmen, welche Gold und Marmor gern mischten. Nach meinem Geschmack wäre das nicht. — Der Künstler, der diese Venus schuf, soll Cleomenes geheißen haben, und in Darstellung schöner Weiber sehr glücklich gewesen seyn; so sehr, daß Plinius sogar erzählt, ein römischer Ritter habe sich einst in eine seiner Statüen zum Sterben verliebt. Was kann ich denn ferner dafür, daß dieser Laocoon mir eine Empfindung giebt, wie der Menschenfresser zu Berka bei Weimar, als ich ihn in meiner Jugend rädern sah? — „Kunst, hohe Kunst!" allen Respekt vor der Kunst; da ich aber nicht hieher gekommen bin um die Anatomie zu studieren, so gehe ich vorüber, will jedoch Niemanden in seinem Glauben irre machen. Man lasse nur auch mir den meinigen, der unabweichlich darin besteht, daß die schönen Künste auch schöne Gegenstände behandeln müssen, und daß, eben so wenig als eine Darstellung von Gerstenbergs vortrefflichen Ugolino auf der Bühne Vergnügen gewähren würde, eben so wenig der Laocoon mit seinen scheuslichen Schlangen. — Um meine Phantasie von ihm loszuwinden, bleibe ich vor der Bildsäule dieses schönen Jünglings stehen, den man Paris nennt, weil ihm der Erneuerer einen Apfel in die Hand gegeben, der aber eigentlich ein Priester des Gottes Mithra ist, dessen Mysterien in Grotten gefeiert wurden. Auch grub man ihn

aus einer Höhle am Tiberstrom. Die Draperie seines Gewandes ist sehr geschmackvoll. Doch freilich steht er an Vollendung jenem herrlichen Jüngling weit nach, den man lange für einen Antinous gehalten, hernach, den Irrthum einsehend, ihn bald Theseus, bald unbärtigen Hercules, bald Meleager genannt, jetzt endlich ihn ziemlich einstimmig für einen Mercur giebt. Er sey und heiße wer und wie er wolle, er ist und bleibt eines der anziehendsten Kunstwerke in dieser reichen Sammlung. Die Harmonie zwischen allen seinen Theilen ist so schön, daß Poussin einst vorzüglich von ihm die Proportionen der menschlichen Gestalt abstrahirte. — Die schöne Leucothea, des Bacchus Amme, mit ihrem Säugling auf dem Arm, hat es wohl verdient, daß Winkelmann sie verewigte. Diese Gruppe ist eines der ältesten noch vorhandenen griechischen Kunstwerke. O wie hold freundlich sie auf das Kind herabblickt! Keine Mutter wird an ihr vorübergehen. — Doch halt! ich stehe vor dem Apoll von Belvedere! und diesesmal kniee ich willig nieder und vereinige mein Staunen, meine Bewunderung mit denen der Kenner und Nichtkenner. Ja, dieser flüchtige Fuß hat die Schlange Python erreicht, schon flog der tödtende Pfeil vom Bogen, jedes Glied zeugt noch von Anstrengung; der Unwille thront auf seiner Lippe, aber Zuversicht des Sieges in seinem Auge, und die Zufriedenheit, Delphos von jenem Ungeheuer befreit zu haben. Die leichten Locken ringeln sich um den Hals, oder streben unter der Götterbinde hervor. Um die rechte Schulter hängt der Köcher an einem Bande, reiche Sandalen zieren seine Füße. Die zurückgeworfene Chlamys enthüllt jeden Theil seiner göttlichen Gestalt. Ewige Ju-

gend, Adel, Geschmeidigkeit, Kraft und Zierlichkeit, das sind die Theile, aus welchen sie zusammengesetzt ist. Ja, ich beuge willig meine Kniee, und bedaure nur mit vielen Andern, daß die Art, wie man dies vortreffliche Kunstwerk aufgestellt hat, nicht verstattet, es von allen Seiten zu betrachten. Zum Ersatz dafür lieset man aber eine schöne neue Inschrift, welche besagt: „daß dieser Apoll am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu Antium gefunden, von Julius dem Eilften zu Anfang des sechszehnten im Vatican aufgestellt, im Jahr fünf der Republik von Bonaparte erobert, und im Jahr acht, im ersten seines Consulats, hieher gebracht worden." Die Namen der drei Consuln, und der des Ministers des Innern, Lucian Bonaparte, sind auf der Rückseite eingehauen. —

Fast möchte ich nun gar nichts mehr sagen, denn wenn die Sonne einmal dasteht, so sieht man die Sterne nicht mehr. Es wäre aber doch undankbar, der herrlichen Musen gar nicht zu erwähnen, die einen eignen Saal schmücken, besonders der holden Thalia mit der Epheukrone und dem Tambourin, die beide auf ihren bacchischen Ursprung deuten, mit der komischen Larve, und endlich mit der Hirtenflöte, weil sie auch die Muse der Hirtengedichte war. — Gleich neben ihr ist eine schöne Herme des Socrates, der ihre Scherze nicht verschmähte, und eine Büste Virgils, dem sie so hold war. — Unfern erblickt man Euripides sitzend, und was diese Statüe äußerst kostbar macht, ist eine griechische Inschrift am Plinth derselben, die nicht nur den Namen des (trotz Schlegel und Consorten) ewig großen Trauerspieldichters, sondern auch einen Catalog seiner Werke enthält. —

Unter den vielen Büsten dieser Gallerie nenne ich, als besonders trefflich oder sonst durch den dargestellten Gegenstand vorzüglich interessant: die colossale Büste des Kaisers Hadrian; die durch einen Heiligenschein lächerlich geschmückte Büste Nero's, der bekanntlich schon bei seinen Lebzeiten diesen Heiligenschein auch auf den Münzen zu seinem Bilde fügen ließ; (hier bemerket man noch überdieß ringsumher runde und viereckige mit einander abwechselnde Vertiefungen, in welchen vermuthlich kostbare Steine befestigt waren.) Die Büste des Commodus, welche in Marmor sehr selten gefunden wird, weil der gerechte Abscheu des Volks alle seine Denkmäler zerstörte; die schöne Büste Galba's; die sehr ähnliche Büste der Julia Mammea, die ehrgeizige Mutter des Alexander Severus, u. s. w. — Die schönen alten Badesitze von Rosso-Antico, mag man nicht unbeachtet lassen, besonders wenn man sich lächelnd erinnert, daß sie im Mittelalter als päbstlicher Thron in der christlichen Kirche dienten, und erst von Pius dem Sechsten dem profanen Alterthum zurückgegeben wurden. — Auch die colossale Statüe eines egyptischen Götzen verdient einen Blick, theils wegen der Materie (sie ist von Alabaster) theils wegen ihres hohen Alterthums, denn sie stand wahrscheinlich in einem Tempel des Horus. — Hat man nun noch unter den Basreliefs den Antinous, den jagenden Faun, und das allerliebste Kind mit der Gans bewundert, so hat man alles gesehen, was meine Blicke besonders gefesselt hat. Die Pallas von Velletri war leider bei meiner Anwesenheit noch nicht aufgestellt.

Pariser Gewohnheiten und Sitten.

1. Essen und Trinken.

Seit man in Paris sich zwischen 6 und 7 Uhr Abends zur Mittagstafel setzt, weiß man natürlich nichts mehr von Vesperbrod, (gouté); nur Schulknaben, Landleute und Bewohner einiger entfernter Provinzen kennen noch das liebliche Schauspiel einer fröhlichen Gesellschaft, die sich um die geschäftige Hausmutter an einem Tische sammelt, der mit Milch, Früchten u. dgl. besetzt ist. Welch ein Leben! besonders im Freien, im Grünen. Dergleichen Scenen liebt man auch wohl in Paris noch, aber nur in der Oper. Der Thee hat den Platz des Vesperbrods eingenommen. Thee nennt man aber jetzt eine Mahlzeit, die zwischen 2 und 3 Uhr Morgens aufgetischt wird, und wobei man so ziemlich alles findet, nur keinen Thee. Fleisch, Wild, hitzige, schäumende Weine, Punsch, Bischof, das sind die Hauptbestandtheile eines Thees. — In einigen Städten Frankreichs sollen noch große goutés bei Kindtaufen gewöhnlich seyn; dann heißen sie Collationen. Alle ersinnliche Leckereien werden dabei verschwendet, doch alles wird kalt servirt. — Die Beschreibung eines Vesperbrods nach alter guter Sitte findet man nur noch in der neuen Heloise, wo Frau von Wolmar ein solches in ihrem Elysium veranstaltet hat. — In Paris sind die goutés sogar bei den Preisaustheilungen an die fleißige Jugend verschwunden. Daher würde ein ehrgeiziger Wirth in nicht geringe Verlegenheit gerathen,

wenn man ihm heutzutage plötzlich zumuthete, ein elegantes Vesperbrod zu geben. Doch habe ich mir sagen lassen, wie ein solches im Nothfall einzurichten sey.

Eine gewaltige Torte, bei Cauchois oder Leblanc gebacken, muß die Mitte der Tafel einnehmen, an beiden Enden Käse und Rahm mit Vanille oder Rosen, halb gepeitscht, halb gefroren, und mit Pistazien gewürzt. Diesen Artikel muß Madame Labour oder Madame Lambert geliefert haben, denn diese beiden gelten für die besten Crèmieren von Paris. Sechs Assietten umringen die Torte mit den köstlichsten Früchten von der Wittwe Fontaine. An die vier Ecken stelle man Prophetenkuchen (brioches) von Le Sage, méringues à la Crême (ein Backwerk von der Art, die wir Küsse zu nennen pflegen) von Bénard; Aebtissinnenkuchen und kleine Törtchen von Georges, und Waffeln von Van Roosmalen. Vier Pyramiden endlich in den Winkeln müssen erbaut seyn von trocken und naß eingemachten Früchten von Oudard und Berthellemot zubereitet, Pfefferkuchen und Marzipan von Hémart, Confect von Rouget, Gélés von Janvel. Doch würden alle diese Herrlichkeiten im Halse stecken bleiben, wenn nicht Frontignac von Tailleurs sie hinunterspült und verschiedene Liqueurs von Lemoine sie würzen. Besonders ist zu empfehlen die sogenannte Crême d'Arabie, von welcher der Preiszettel des Künstlers versichert: sie sey auf Bouteillen gepfropfter — (man rathe was?) Sammt! wahrhaftig, du Velours en Bouteille. Indessen ist dieser flüssige Sammt wirklich eine große Delikatesse für Gaumen und Nase. Ich habe etwas davon mitgebracht, und

Leckermäuler unter meinen Freunden haben gestanden, nie etwas ähnliches getrunken zu haben.

Das Frühstück, sagt man sprichwörtlich, sey für Freunde, die Mittagstafel gehört der Etikette, das Vesperbrod der Kindheit, und das Abendessen — der Liebe! denn seine Stunde grenzt an die Schäferstunde. Der Lärm des Tages ist verhallt, die Geschäfte sind abgethan, die Ruhe ladet ein, die Wachskerzen verbreiten ein sanftes Licht, die Weiber sind dann am liebenswürdigsten, denn die Stunde ihrer unumschränkten Herrschaft naht heran, daher auch Manche sich ganz von der Sonne geschieden haben. Wohl dem, der zu allen Tageszeiten einem guten Weibe angehören darf! doch wen auch der lästige Broderwerb am Tage in das gemeine Lebensgewühl schleudert, der suche wenigstens Abends am runden Tische Erholung zwischen einer muntern und einer zärtlichen Nachbarin. Auch die Musen sind dem Abendessen hold. Mit dem springenden Kork aus der Champagnerbouteille wird auch der Witz entfesselt, Bonmots steigen wie Raketen von allen Seiten auf; Jederman hat Geist und theilt ihn mit, hätt' er ihn auch erst am Morgen desselben Tages gesammelt.

So war es wenigstens vormals in Paris. So gieng es zu bei jenen berühmten Soupers, wo Höflinge, Städter und Gelehrte sich vereinigten, wo Gleichheit herrschte und ein hoher Rang sich nur durch feinern Geschmack, durch ungezwungenere Grazie auszeichnen durfte; wo der ächte Weltton die Eigenliebe jedes Gastes zart zu schonen lehrte; wo die Schönheit des Tages und der Dichter in der Mode mit dem allmäch-

tigen Minister und dem höfischen Günstling gemischt waren.

Ach! der Revolutions-Strom hat alles verschlungen. Jene Soupers wurden ersetzt durch sogenannte brüderliche Mahlzeiten mitten auf den Strassen, bei welchen die Brüderschaft von Cain und Abel herrschte; denn nie war weniger Gleichheit und Freyheit in Frankreich, als da sie in allen Häusern angeschrieben stand. Sitten, Reichthümer, Würden, Verstand und Witz, alles hat eine andere Richtung genommen, und könnte man auch die noch existirenden Ueberreste jener Gesellschaften wieder zusammen bringen, so würden sie doch schwerlich den ächten Ton wiederfinden.

An Soupers wird eigentlich in Paris jetzt wenig mehr gedacht. Wie könnte man das auch in einer Stadt, wo man Abends zu Mittag speis't, wo die Schauspiele um Mitternacht endigen, wo die Spielwuth sich aller Gesellschaften bemeistert, wo (mit Ausnahme) die Reichen keine Kenntnisse besitzen, die Weiber keine Erziehung, und wo (so drückt ein Pariser Blatt sich aus) von égards und politesse bald nur noch die Namen bekannt seyn werden. (Dies Urtheil, welches sich von einem feinen Beobachter herschreibt, ist hart, und ich für meine Person kann es nicht durchgehends unterschreiben, aber ich habe auch nur wenige, und nur die besten Häuser besucht).

Vergebens hat man den Thee an die Stelle der Soupers setzen wollen, beide gleichen sich gar nicht; ja, diese kostspieligen Thees, die man nur in reichen Häusern trifft, gleichen an nichts, weil sie Allem gleichen. Weder Witz noch Leckerei finden ihre Rech-

nung bei diesen Bastard-Mahlzeiten; da ist weder Unterhaltung noch Suppe, weder Bonmot noch Gebratenes. Derbe kalte Schüsseln, eben so schwer zu verdauen, als mancher derber Midas, der dabei sitzt. Calembours statt Witz, Sticheleien statt Epigramme, Ausgelassenheit statt Fröhlichkeit, und, um das Ganze zu würzen, ein Ton, an den sich zu gewöhnen, den Resten der ehemaligen guten Gesellschaft, unmöglich wird. Dabei herrscht oft noch obendrein eine Arroganz, die mit dem republikanischen Sinn gar seltsam contrastirt. Die ducs und pairs der Monarchie waren sehr viel höflicher als die fournisseurs der Republik.

Die Soupers können unmöglich wieder in Aufnahme kommen, so lange Sitten und Gewohnheiten nicht eine ganz andere Richtung nehmen. Ein vernünftiger Mensch hat um zwei Uhr des Morgens kein anderes Bedürfniß, als sich schlafen zu legen; das ist aber gerade die Stunde, wo man sich zum Abendessen setzt. Die heutigen Thees sind auch der Gesundheit weit nachtheiliger als die vormaligen Soupers. Vor Zeiten setzte man sich um 10 Uhr zu Tisch und stand spätestens um Mitternacht auf, aber nicht etwa, um gleich fort zu gehen, (wie die neuere artige Sitte erheischt), sondern man begab sich zurück in das Gesellschaftszimmer, man schickte die Bedienten hinaus, und nun wurde die Unterhaltung erst noch recht lebendig. Dann ließ man Hof und Minister en revue passiren, erzählte sich leise die scandaleusen Anekdoten, wiederholte ein Epigramm oder Couplet des Tages. Das waren die Augenblicke der Vertraulichkeit, die schönsten für den Mann von Geist, den Beobachter; selten wurde gespielt. — Was thut man jetzt? Der Geist, wie wir sehen, hat bei der Um-

wandlung nichts gewonnen; ist sie etwa den Leckermäulern zu gute gekommen? — keinesweges.

Das Souper unterscheidet sich jetzt in der Regel von dem Diner blos durch die Abwesenheit der Suppe und des Rindfleisches (welches letztere überhaupt zwar noch immer mit aufgesetzt, aber von Niemanden mehr gegessen wird). Statt dessen steht ein anderes gewaltiges Stück Fleisch in der Mitte, gewöhnlich eine farcirte Kalbskeule von 20 bis 25 Pfund. Zwei derbe Schüsseln stehen an den Ecken, 8 kleinere und 6 hors d'oeuvres vollenden den ersten Gang. Dann kommen die Braten und Zwischenspeisen, grade wie beim Diner, auch das Dessert eben so. Das Eis ist unerläßlich, und wo möglich muß es von Mazurier geliefert seyn, der am Eingang der elysäischen Felder thront. Liqueurs und Caffee werden gleichfalls nach dem Abendessen herumgegeben, der Caffee muß aber stärker seyn als Mittags, um die Gäste besser wach zu erhalten, wozu er heutiges Tages oft geschickter ist, als die Unterhaltung. — Im Ganzen sind die Soupers so aus der Mode gekommen, daß nur wenige Restaurateurs sich damit abgeben. Vielleicht könnte der berühmte Tailleurs sie durch hohe Preise wieder in die Mode bringen, denn er hat neulich eine Mahlzeit gegeben, welche in den Annalen der Leckereyen einen Platz verdient; die Person zahlte ungefähr zwanzig Thaler ohne den Wein.

Ich komme auf das Frühstück. Eine Tasse Thee, oder Lindenblütwasser, oder auch Milchkaffee, wie er in Paris fabricirt wird, sind nicht mehr hinreichend, um ein Mittagsessen zu erwarten, welches jetzt später aufgetragen wird, als zu den Zeiten Carl des VIII. das Abendbrod. Daher die Gabelfrühstücke, (déjeu-

ners à la fourchette), die vormals verachtet, und, als ein grober Gebrauch, blos gemeinen Leuten und Reisenden überlassen wurden. Jetzt sind sie in reichen Häusern des neuen Frankreich sehr gewöhnlich. Die Geschäfte fangen selten vor 10 Uhr an. Gegen 1 Uhr wird eine Mahagony-Tafel gedeckt, mit vielerlei Gattungen kalten Fleisches und mancherlei Weinen besetzt. Von warmen Speisen werden höchstens geduldet: Tauben à la Crapaudine, Hühner à la tartare, kleine Pastetchen au jus, rognons (Abschnitzel, eine sehr beliebte Schüssel) und Bratwürstchen. Hingegen giebt es kalte Fleischsallade, Wild- und Schinken-Pasteten, und zur Vorrede Austern von dem berühmten Felsen von Cancale. — Ein solches Frühstück kann freilich weder der arme Rentenierer noch der bescheidene Musensohn sich auftischen lassen; die Einkünfte des Erstern würden nicht acht Tage hinreichen, und die Phantasie des Letztern würde unter dem Gewicht der Pasteten erliegen; denn als Boileau sang:

Horace a bu son soul quand il voit les ménades

da meinte er nicht die jetzigen Frühstücke. Zu große Mäßigkeit mag freilich die Lebensgeister nicht anfrischen, aber zu viele saftreiche Speisen ersticken sie ganz. Indessen muß der Musensohn doch auch etwas haben, um den Mittag ohne Murren erwarten zu können, etwas das leicht, doch substantiös, den Magen beschwichtigt ohne die Einbildungskraft zu hemmen; das gut schmeckt und doch wohlfeil ist, das viele sättigende Bestandtheile in einem kleinen Raum einschließt, und doch nicht hindert, als Gast einem Mittagsessen Ehre zu machen. Dieses Problem hat die Schokolade gelößt. Vor 20 Jahren tranken nur alte Leute Schokolade, jetzt Je-

dermann, der nicht reich genug ist um zu schwelgen, oder der seinen Geist munter erhalten will. Daher kommt es denn aber, daß dieser Göttertrank, der sonst nur in den Apotheken oder höchstens von zwei oder drei anerkannt guten Fabrikanten gemacht wurde, jetzt von so vielen Pfuschern gesudelt wird, daß man alle Augenblick eine Vergiftung oder wenigstens allerlei Magenbeschwerden fürchten muß; denn es giebt Schokoladen in Paris, wozu Alles genommen wird, nur keine Cacaobohnen. Die beste liefert jetzt ein gewisser Bauve, Rue St. Dominique Nro. 1020. Ich theile diese Addresse besonders auch für Schwindsüchtige und an der Auszehrung leidende mit, für welche er eine vortreffliche Gesundheits-Chokolade verfertigt. Sonst trinkt man sie auch sehr gut im Caffe-Corazza im palais royal. In vielen andern Caffeehäusern erregt sie Eckel, Magendrücken, Verstopfungen u. dgl.

Das Mittagsessen ist bekanntlich 365 mal im Jahre die wichtigste Angelegenheit des Lebens. Besonders jetzt, da es in die Abendstunden verlegt worden, verlängern sich alle Gesichter, wenn es durch Zufall noch um einige Minuten verspätet wird; alle Gesichter klären sich aber auch auf, wenn der Haushofmeister mit der Serviette über dem Arme hereintritt und das Zauberwort ausspricht: Madame est servie. Nach einigen Ceremonien (die manche zwar dadurch abkürzen, daß sie Namen auf die Teller legen, aber auch auf diese Weise ihre Gäste an Nachbarn fesseln, die sie vielleicht nicht gewählt haben würden), setzt man sich zur brennenden Suppe, denn brennend muß sie seyn, und alle Gaumen scheinen mit Mosaik ausgelegt, oder das Privilegium des unverbrennbaren Spaniers zu haben,

so wenig sieht man beim Hinunterschlucken des flüssigen Feuers eine Mine verziehen. Rindfleisch mit Sauce aux thomates oder à la moutarde apéritive, von dem berühmten Maille verfertigt, war noch vor kurzem der solide Grund jeder Mahlzeit, jetzt, wie schon oben erinnert worden, ist das Rindfleisch in Mißkredit gerathen, vermuthlich, weil gewöhnlich in der Suppe schon die besten Kräfte herausgekocht worden. Während man die réleves zerlegt, die statt der Suppen hingesetzt werden, speiset man die entrées (man muthe mir nicht zu, alle Kunstwörter zu übersetzen; die meisten sind ganz unübersetzbar). In unserm Norden hat man Vorschneider, die besser und appetitlicher die Speisen zerlegen, und dann die Schüssel herum senden, wodurch man auch vielen unnützen Complimenten entgeht. In Paris aber legt theils der Hausherr, theils derjenige Gast vor, vor welchem eben die Schüssel steht; man kann also nicht selbst zulangen, sondern muß zufrieden seyn mit dem, was man bekommt. Der Braten muß fûmet seyn, das heißt er muß ein wenig — riechen. Von feinen Weinen wird wohl Bordeaux, Champagner und Bourgogner angeboten. Die Entremets machen bei großen Mahlzeiten eine eigene Tracht aus. Gewaltige Pasteten von Toulouse, Straßburg oder Périgueux in der Mitte, welche vorzulegen eine besondere Kunst erfordert. Dann giebt es Vegetabilien auf alle nur mögliche Weise pikant gemacht, und an beiden Enden der Tafel Crêmen und Backwerke, den Damen und Kindern erfreulich. Die eigentlichen Leckermäuler machen sich daraus nichts, sondern haben mit dem Braten ihre Mahlzeit geendigt. Ich muß nicht vergessen zu erwähnen, daß in allen guten Häußern eine besonders große Consumtion von

Trüffeln gemacht wird. Trüffeln findet man oft an Speisen, wo man sie nie vermuthete, und sie werden auch unvermischt in allerlei Gestalten gegessen.

Jetzt erscheint das Dessert, mit welchem ein geschickter Künstler die meiste Ehre einlegen kann, denn um ein gutes elegantes Dessert zu liefern, muß man zugleich Zuckerbäcker, Decorateur, Mahler, Architect, Bildhauer und Blumist seyn. Man hat in Paris Feste gegeben, wo das Dessert allein auf zehntausend Thaler geschätzt wurde. Die Leckermäuler weiden aber nur ihre Augen daran, und essen höchstens noch ein Stück guten Käse de Rocfort. Eis und Kaffee müssen trefflich seyn, doch wird der letztere, auch in den besten Häusern, selten so gemacht, daß ihm sein ganzes Aroma bleibt; dann trinkt man lieber noch ein Glas Liqueur von Lemoine, der (nach dem des Isles) der beste ist, und lange noch einen Nachgeschmack hinterläßt, der allen Wohlgerüchen Arabiens gleicht.

Hat der Leser sich jetzt einen hohen Begriff von den Pariser Gastmählern gemacht, so glaube er deswegen ja nicht, daß man bei den bessern Restaurateurs um ein Haar schlechter speise. Ueberhaupt machen diese Restaurateurs eine der angenehmsten Einrichtungen die ich kenne. Von 4 Uhr bis 7 Uhr, und auch wohl später noch, findet man bei ihnen immer die größte und leckerste Verschiedenheit fertiger Speisen. Man tritt in einen sehr geräumigen Saal, (oft sind es mehrere verbundene Säle), der mit einer Menge von Spiegeln und Säulen elegant verziert ist. Hier stehen längs den Wänden lauter kleine gedeckte Tische zu einer auch zwei Personen; sie stehen einander so nahe, daß man, wenn man Lust hat, wohl mit den Nachbarn schwatzen kann, aber auch

wieder weit genug von einander, um, wenn man nicht mit Fremden reden mag, ungestört bleiben zu können. Zierlich gekleidete Kellner mit schneeweißen Schürzen laufen bei Dutzenden herum. Sobald einer derselben gewahr wird, daß man Mine macht, sich an einem Tischchen niederzulassen, so überreicht er die Carte, das heißt, die Liste aller an diesem Tage vorräthigen Speisen und Weine, mit dabei gesetzten Preisen jeder Portion. Man wählt; wer etwa gar kein Französisch verstände, könnte auch recht gut stumm bleiben, und nur mit dem Finger auf den Namen der Speise deuten, die er begehrt. Der Kellner fliegt davon, und bringt gewöhnlich in zwei Minuten das Verlangte; trifft sichs aber, daß man eine Speise fordert, deren Zusammensetzung oder Zubereitung etwas mehr Zeit kostet, so benachrichtigt der Kellner den Gast davon, und sagt ihm, wie viele Minuten er werde warten müssen. Dann vertreibt unterdessen der Gast sich die Zeit entweder mit einer andern Schüssel, oder er mustert die Gesellschaft, oder er lieset die öffentlichen Blätter, deren immer einige der vielgelesensten da liegen. Uebrigens mag er viel oder wenig essen, kostbare oder wohlfeile Schüsseln wählen, seltenen oder gewöhnlichen Wein trinken, das gilt alles gleich viel, er wird darum nicht minder schnell und ohne Grimassen bedient. Ist er satt, so fordert er die Rechnung (la Carte payante), und pfeilschnell eilt der Kellner zu der Limonadiere, ihr anzuzeigen, der Herr an dem Tische Nummer so und so viel wolle bezahlen. Diese sogenannte Limonadiere ist eine nothwendige Person bei allen Restaurateurs, auf allen Kaffeehäusern. Sie sitzt erhaben auf einer Art von Kanzel, hat Dinte und Feder und eine Menge kleiner Zettelchen.

Sobald ein Gast hereintritt, widmet sie ihm ein solches Zettelchen, alles was er fordert, meldet ihr der Kellner, und sie notirt es augenblicklich. Man kann denken, wie oft sie, bei der Menge der Gäste, von einem Zettelchen zum andern überhüpfen muß. Wird nun am Ende die Rechnung begehrt, so hat sie weiter nichts zu thun, als die Summe zu ziehen, und so erhält jeder Gast, jeden Mittag, eine geschriebene Rechnung, die er sogleich mit der gedruckten Speiseliste vergleichen kann, ob auch alles um den angegeben Preis aufgesetzt worden. — Die Limonadiere pflegt auch mit allem was zum Dessert erforderlich ist, umgeben zu seyn, und sitzt oft, wie hinter einem Bollwerke, hinter Schüsseln voller Früchte, Cremen und Compots.

Ich empfehle jedem Reisenden wenigstens einmal bei Grignon, unfern des Palais royal zu speisen, nicht als ob seine Küche eine der ausgesuchtesten wäre, oder sein Name unter die berühmtesten gehörte, aber er hat ein Paar sehr artige Töchter, die in zwei verschiedenen Sälen den Dienst der Limonadiere versehen, und sich durch eine unbeschreibliche Sittsamkeit so auszeichnen, daß ich fast wetten will, sie wissen nicht wie auch nur ein einziger von ihren hundert täglichen Gästen aussieht, denn sie schlagen die Augen so hartnäckig nieder, daß kein lüsterner Blick sie jemals aus der Fassung bringen kann, und warten dabei ihrer Aemter mit Eifer und liebenswürdiger Unbefangenheit. Außerdem findet man auch bei Grignon gewöhnlich viele Deutsche, das Essen ist gut, der Wein nicht sonderlich; seine Preise halten das Mittel zwischen seinen großen, oft unverschämten, und kleinen, oft schmutzigen Collegen.

Um dem Leser einen vollständigen Begriff zu geben, wie gut und reichlich er bei den besten Restaurateurs speisen könne, will ich den Inhalt einer solchen Speiseliste nur summarisch anführen. Ich entlehne ihn von Very, einem Restaurateur im Palais royal, der, seitdem Naudet sich daselbst etablirt hat, nicht einmal mehr für den ersten gilt. Man hat erstens die Wahl zwischen neunerlei Suppen, welcher sieben Gattungen von Pasteten folgen. Wer kein Liebhaber von Pasteten ist, kann statt derselben Austern fordern, zu 10 Sous das Dutzend, denn immer stehen im Vorsaale Weiber, die nichts anders thun, als Austern aufmachen. Der hors d'oeuvres (kleine kalte Schüsseln) sind fünf und zwanzig, worunter die berühmten Schweinefüße von St. Menehoud, allerlei marinirte Seefische, Krautsallat, Würste, Schinken, u. dgl. Noch gehört zur Grundlage der Mahlzeit, an welche viele sich gewöhnt haben, das Rindfleisch, auf vierzehnerlei Weise zubereitet, auch Rostbeef und Beefsteeks. Wenn nun durch alles Obige in dem Magen des Gastes ein solider Grund gelegt worden, so bietet ihm die Liste ein und dreißig Entrées von wildem und zahmen Geflügel, und acht und zwanzig dergleichen von Kalb- und Hammelfleisch dar. Die Wahl ist schwer, zumal da man die wunderlichen Kunstwörter sich oft nicht übersetzen kann. Wer weiß denn z. B. gleich was eine mayonnaise de poulet, eine galantine de Volaille, ein cotelette à la minute, oder gar ein Epigramme d'Agneau, für Dinger sind. Oft läßt man sich auch, durch den wohlklingenden Namen getäuscht, so etwas bringen, was nachher den erwartenden Gaumen nicht befriedigt. — Nie

ist das der Fall bei den Fischen, deren nunmehr acht und zwanzig Gattungen folgen. Da sind Karpfen und Aale, Stockfisch und Lachs, Stör und Hecht, Gründlinge und Cabeljau, Makrelen und Schellfisch, Barsche und Muscheln, Butten und Schollen, Rochen, Alsen und Stinte, alles an einem Tage zu haben. Man muß bekennen, daß die Fischliebhaber sich in Paris gar nicht übel stehen. — Doch der Braten verlangt auch sein Recht. Es sind diesesmal fünfzehn Gattungen desselben zu bekommen, worunter die normännischen fetten Kapaunen, die rothen Rebhühner und die Schnepfen die theuersten sind. — Ueber den Braten sind die Entremets nicht zu vergessen, welche, sehr mannigfaltig, den wählenden Gaum vier und vierzigmal in Versuchung führen. Da sind alle Zugemüse, welche die Jahreszeit hervorbringt und nicht hervorbringt, denn auch Spargel und grüne Erbsen stehen zu Befehl; da sind Eyer und Eyerkuchen auf alle Arten zubereitet, da sind Gélés und Cremen, Macaroni und Trüffeln in Champagner, Schampignons und Krebse, Kirschen- und Apricosentorten. Ich meine, ein guter Esser, und brächte er auch den Appetit des berühmten Paul Butterbrod mit, wird nicht hungrig vom Tische gehen. Sollte er aber ja noch ein leeres Plätzchen im Magen finden, so werden die ein und dreißig Gattungen des Desserts ihm Gelegenheit genug darbieten, es zu füllen; und ist er gleich, wie es ächten Essern zukommt, kein Liebhaber von Süßigkeiten, von Compots, Confitüren, Backwerk, frischen und trocknen Früchten, so wird er doch ein Stück Käse de Rocfort, oder

de Brie, oder de Neufchatel, oder auch Chester-Käse nicht verschmähen. Die ganze Mahlzeit aber kann er reichlich mit zwei und zwanzig Arten rothen, und siebenzehen Arten weißen Weines anfeuchten, wobei es ihm gänzlich frei steht, eine Bouteille guten Tischwein für 6 Groschen, oder eine Bouteille Clos Vougeot für 2 Thaler zu trinken. Am Ende warten noch sieben Gattungen der Liqueurweine auf ihn, die aber nur in kleinen Gläsern verschenkt werden, und nach dem Kaffé kann er, wenn es ihm beliebt, noch aus sechszehn Liqueurs denjenigen wählen, der ihm der Ehre des gänzlichen Beschließens am würdigsten scheint.

So herrlich und überschwenglich sind freilich nur die ersten Restaurateurs eingerichtet; man glaube aber doch ja nicht, daß man selbst bei diesen außerordentlich theuer zehre. Ich habe oft bei Very gespeist, auch bei Naudet, ich habe mir nichts abgehen lassen, da man aber doch gewöhnlich nur von vier oder fünf Schüsseln ißt, so kann man, guten Wein mitgerechnet, selten mehr als zwei Thaler ausgeben. Speist man etwa mit einem Freunde in Gesellschaft, so hat man den Vortheil, doppelt so viele unbekannte Schüsseln versuchen zu können, indem beide sich immer nur eine Portion geben lassen. Der Wein wird zwar in ganzen Bouteillen aufgesetzt; trinkt man aber nur die Hälfte, so bezahlt man auch nicht mehr.

Wer wohlfeil leben will oder muß, findet auch dafür gesorgt. Es giebt viele Restaurateurs, bei denen man für 40, ja für 36 Sous (etwa 11 bis 12 Groschen) folgendes erhält: Suppe, Rindfleisch, noch zwei andere Fleischspeisen, eine Zwischenschüssel, Brod so viel beliebt,

Dessert und eine halbe Bouteille recht trinkbaren Tischwein. Dabei ist man nicht einmal an einen bestimmten Küchenzettel gebunden, sondern man hat die Wahl zwischen fünfzehn bis zwanzig Speisen. Ich habe diese wohlfeile Art sich zu sättigen selbst ein paarmal versucht, z. E. in der Parthenope im Palais royal, und muß bekennen, daß, wenn gleich ein Leckermaul seine Nahrung dabei nicht finden möchte, doch ein genügsamer Geschäftsmann sehr wohl zufrieden seyn kann, und daß ich nicht begreife, wie es möglich ist, für so geringen Preis, so viele und gute, wenn auch nur Hausmannskost, zu liefern.

Ich will für einige meiner ärmern Landsleute noch ein paar Anzeigen solcher wohlfeilen Speisehäuser beifügen, die ich jedoch nicht selbst besucht habe. Letellier, rue Grenelle St. Honoré, giebt für 36 Sous Suppe, vier zu wählende Schüsseln, Dessert, Brod, und eine halbe Bouteille Wein. — Ein anderer im Palais royal Nr. 643, bietet das nemliche (nur eine Schüssel weniger) an für 25 S. also kaum 8 Groschen. Seine Karte ist überschrieben: Allons diner pour 1. Liv. 5. S. par tête.

Ich kann diesen Artikel unmöglich schließen, ohne noch vorher eines Orts zu erwähnen, den das Andenken an Freundschaft, Gastfreiheit, Witz und frohe Laune mir unvergeßlich macht. Ich meine die Schenke (le Cabaret) der Felsen von Cancale genannt. Man stoße sich nicht an den gemeinen Titel Schenke, der Wirth ist so klug gewesen, keinen andern annehmen zu wollen. Recht feine und vornehme Leute wallfahrten zu ihm, denn er hat die besten Austern und Seefische in ganz Paris, giebt auch sonst recht

gut zu essen, und zwar in lauter kleinen von einander abgesonderten Zimmern, in welchen man mit einer gewählten fröhlichen Tischgesellschaft allein seyn kann; (ein Vortheil, den man übrigens auch bei vielen Restaurateurs findet). Hier war es, wo ich oft mit meinen Freunden, den auch auf unsern Bühnen geliebten Bouilly und Duval, mit Arnault (dem Verfasser des Marius à Minturne), Andrieux, Picard und Longchamps, den Lustspieldichtern, mit dem interessanten Talma, dem biedern lustigen Michot, und mehrern Andern, frohe, durch geistreichen Scherz gewürzte Stunden durchlebt habe. Hier war es, wo ich in die tiefen Geheimnisse des Calembourgs eingeweiht wurde, wo keine politische Wolke den Himmel zu trüben wagte, den wir mit Champagnerstöpseln erstürmten, und wo wir gern die Erfahrung machten, daß man werden müsse wie die Kinder, um in das Freudenreich Gottes einzugehen. — Ich kann indessen nicht verschweigen, daß einst einem der Anwesenden die Bemerkung entschlüpfte: „unsere Gesellschaft sey in diesem Augenblicke vielleicht die einzige ächtfröhliche in ganz Paris.“

---

2. Kleidung.

Ich theile zuvörderst ein drolliges Gespräch mit, welches die Frau von Genlis erfunden oder belauscht hat. Eine vormalige Reifrocksverkäuferin, und ein vormaliger Schnürbrustmacher, treffen zufällig in den Garten der Tuillerien auf einer Bank zusammen. Die erstere redet den letztern an: „wohnt der Herr in diesem Quartier der Stadt?“ — Ja Madam, und Sie vermuthlich auch?

Sie. Ach ich war vormals sehr bekannt hier, ich hatte die Bude zum goldnen Reif.

Er. Die große Bude rechter Hand, wo man Damensreifröcke verkaufte?

Sie. Ganz recht. Da hauseten wir von Vater auf Sohn seit 56 Jahren, aber seit der Revolution —

Er. Ach ja! Adjeu paniers*), vendanges sont faites, wie das Liedchen sagt. Mir geht es eben so. Ich war Frauenschneider, ich machte Schnürbrüsten, und meine Frau Hauben à Carcasse.

Sie. (seufzend) Wenn man jene Zeiten mit den jetzigen vergleicht —

Er. Welch ein Unterschied!

Sie. (eine junge Person betrachtend, die eben vorübergeht) Ach du lieber Gott! sehen Sie doch nur einmal die Figur.

Er. Die Dame en robe de linon?

Sie. Ja, im März Linon über das Hemde gezogen.

Er. O das geschieht auch im Januar.

Sie. Sieht sie nicht aus wie ein Holzbündel? und bemerken Sie nur, wie ihr der Rock so eng um die Lenden schlägt.

Er. Aerger als eine Hose.

Sie. (den Fächer vorhaltend) Fi l'horreur!

Er. Das geschieht um die Formen zu zeichnen, nicht die Form der Taille, sondern —

Sie. Fi donc! fi donc!

Er. Selbst die Kinder machen diese Thorheit schon nach. Ich habe eine kleine Tochter von sechs Jahren, als die gestern mit ihrer Schwester spielte, nahm sie

*) Ein unübersetzbares Wortspiel. Panier heißt ein Korb, und auch ein Reifrock.

plötzlich die Schleppe und dann das Hemde, und schlug alles über den Kopf zusammen. Was Henker machst du da? rief ich ihr zu. — Papa, ich drapire mich.

Sie. Das ist denn doch nur kindliche Unbefangenheit.

Er. So ist es jetzt. Unsere Mädchen und jungen Weiber haben für alles die Entschuldigung: sie stellen Griechinnen vor, oder Statüen, oder sie drapiren sich. Auch wollen sie jetzt nichts anders tragen, als ganz feine Mousselin ohne alle Appretur.

Sie. Ja die Steife ist leider ganz aus der Mode! und es war doch so hübsch, wenn Flor oder Zeug, wohlgesteift, sich aufrecht hielten wie Papier. Ich habe eine Muhme, welche vormals alle Damen am Hofe steifte, und jetzt, bei ihrem großen Steiftalente hat sie keinen Bissen Brod.

Er. Natürlich, denn die heutige Damenkleidung muß vor allen Dingen einer nassen Leinwand gleichen, weil sich das besser anschmiegt. Ich will es noch erleben, daß sie ihre Toilette nicht mehr mit dem Baden anfangen, sondern endigen werden. Ganz geputzt werden sie in die Badewanne springen. Die Köpfe waschen sie ohnehin schon, statt sie zu frisiren, und dabei bleibt es gewiß nicht.

Sie. Jaja, der Kopf wird das übrige nachholen. Es ist aber auch keine Kunst sich ins Wasser zu werfen, wenn man nichts als ein Hemd auf dem Leibe hat.

Er. Welche Folgen das haben wird! keine Wäscherinnen mehr.

Sie. Es ist schrecklich! fürchterlich! Ich habe selbst zwei Töchter, die Wäscherinnen sind.

Er. Und ich einen Sohn, der Friseur ist. Sie können sich vorstellen, was bei den Tituskopfen heraus-

kömmt. Und mein Schwiegersohn, der Stärkefabrikant —

Sie. Ja, lieber Gott! Puder trägt man auch nicht mehr.

Er. Gestehen Sie, daß die Sachen so nicht bleiben können.

Sie. Wo denkt das Gouvernement hin?

Er. Das weiß Gott! Ich aber sage: wenn man die Schnürbrüste und Reifröcke nicht wieder einführt, so gehen die guten Sitten in Frankreich zu Grunde.

Sie. Das ist sonnenklar.

Er. Das gute alte Costum! es war erfunden, um die allzuzärtlichen Weiber ein wenig im Zaume zu halten. Wenn eine junge Person zwei große Poschen hatte, die fünf bis sechs Pfund wogen, vier Zoll hohe Hacken unter den Schuhen, eine gute tüchtige Schnürbrust, die ihr als Küraß diente, einen Reifrock von sechs Ellen im Umfang, einen Kopfputz zwei Fuß hoch, einen dicken, ledergleichen Stoff zum Kleide, einen steifen Halskragen mit Drath, in den das Gesicht so eingeschachtelt war, daß sie den Kopf weder rechts noch links drehen konnte, einen Blumenstrauß vor der Brust, größer als ihr Kopf, diamantene Ohrgehänge, breiter als eine Hand, wenn sie, sage ich, so herausgeputzt war, so mußte sie es wohl bleiben lassen, so luftig in Gang und Manieren zu seyn, als heut zu Tage.

Sie. Freilich. Ein Frauenzimmer befand sich wie in einer Citadelle. Die Leichtfertigste hielt auf diese Weise die Männer in einer gewissen Entfernung.

Er. Natürlich; denn hätte eine den Wohlstand vergessen wollen, so gerieth sie erstens in Gefahr den Hals zu brechen, zweitens ihre steifen Spitzen zu ver-

knillen, und drittens ihren Kopfputz zu entpudern; statt daß jetzt —

Sie. O jetzt können sie wahrhaftig alles thun was ihnen beliebt, man wird es hinterdrein gar nicht gewahr. Aber ist es wohl begreiflich, daß Väter, Mütter und Ehemänner ihnen erlaubt haben, sich so zu entkleiden?

Er. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Schon als man statt der Schnürbrüste mit Fischbein die bloßen Corsets einführte, sagte ich gleich die Revolution voraus.

Sie. Ich auch, als man die Reifröcke kleiner machte. Das Schlimmste von allem ist noch, daß das Publikum sich gar nicht einmal darüber betrübt.

So plaudern sie noch ein Weilchen fort, beschließen dem Gouvernement Vorstellungen zu überreichen, und, wenn es derselben nicht achtete, es für absurd zu erklären.

Obiges Gespräch zeichnet bereits treffend die heutige Mode sich zu kleiden, die allerdings für lüsterne Männeraugen die schönste ist, die der Satan jemals erfinden konnte. Die Kleidung, die man heut zu Tage ehrbar nennt, hätte man vor hundert Jahren nicht einmal einem Lustmädchen öffentlich zu tragen erlaubt. Wenn das nun so fort geht — und warum sollt' es nicht? — so werden in hundert Jahren unsere Enkelinnen ihre Töchter mit wenigen Kosten kleiden. Man lacht wohl jetzt über den Gedanken, daß unsere Urenkelinnen vielleicht nur Schürzen von Feigenblättern tragen werden; aber ich bitte, ist denn der Abstand vom Feigenblatt bis zu den jetzigen durchsichtigen Hemden größer, als von diesen bis zu dem vormaligen Reifrocke? ich dächte nicht,

und hoffe daher, daß wir mit Gottes Hülfe es immer weiter bringen werden.

Zwar meynen ängstliche Hypochondristen: man müsse dann zugleich vom Himmel eine Veränderung unserer Erdaxe erflehen, auf daß ein milderes Klima die schöne Nacktheit begünstige. Aber ich glaube in der That, man mache ein wenig zu viel Geschrei von dem nachtheiligen Einfluß der jetzigen Mode auf die Gesundheit. Der Mensch und die Kartoffel gewöhnen sich ja an alles. Im Kampf des zarten Geschlechts mit der rauhen Witterung hab' ich in Paris Wunder von Tapferkeit gesehen. Die Gesundheit ist jetzt Mode, es fällt keiner Dame ein, sich über Zugwind oder dergleichen zu beklagen; von Vapeurs vernimmt man nichts, die Schönen sind alle frisch und gesund, essen und trinken mit gutem Appetit, verderben keine Gesellschaft durch Migräne, — wahrhaftig, diese Vortheile sind auch was werth, und wenn man sich zu erinnern beliebt, wie man noch vor 20 oder 30 Jahren auf keine einzige Lustpartie mit Sicherheit rechnen konnte, weil unsere Schönen von eben so vielen Krankheiten als Amouretten umflattert waren, der wird ihnen jetzt schon etwas zu gute halten.

Roth schminkt man sich nicht mehr. Blaß ist weit interessanter. Man nennt das eine Figur à la Psyche, nach einem sehr hübschen Gemälde von Gerard. Die Damen bedienen sich daher nur noch der weißen Schminke, und überlassen die rothe — den Herren. Ja, ja, den Herren. Jener Titus, der eine so grosse Simplicität affectirt, der Puder, Wohlgerüche und seidene Kleider verbannt hat, behält von der alten Mode gerade das Weibischste bei; diese frische Farbe, die

mit seiner schwarzen Perücke so angenehm contrastirt, ist erborgt.

Zur Morgentoilette einer Dame gehört, gleich nach dem Bade, Savon des Sultanes, Ekmelek, Rosenessenz, huile antique, und vor allen Dingen Waschwasser von der Demoiselle Matthieu, welches unfehlbar die Alten jung und die Häßlichen schön macht. Zu der eigentlichen Kleidung zollen alle Welttheile ihren Tribut: englisches Tuch, egyptischer Schawl, irländische Schuh, römische Sandalen, indischen Mousselin, Spitzen von Malines, Stickereien von Lyon, Seidenzeuge aus Turin. Den Kopf ziert eine Titusperücke, oder ein Chignon à la Nina, oder ein Häubchen repentir d'Eulalie. Vor einiger Zeit entwandten die Damen den Herren die Tuchkleider und Kamaschen, und die Herren stahlen ihnen dagegen die weißen Hüte, die aber nicht lange hielten. — Die Löckchen des Haarputzes werden nicht mehr wie vormals undankbarer Weise namenlos gelassen, es giebt jetzt moralische, religiöse, empfindsame Löckchen; die letztern sind jedoch nicht mehr Mode, und da die Haarbüschel oben auf dem Kopfe tempérament genannt werden, so gab das neulich einem Witzling Gelegenheit zu dem Bonmot: nos femmes ont quittés les sentimens, elles n'ont plus que du tempérament. Andere nennen jenen Haarbüschel auch coup de vent, weil vorausgesetzt wird, er sey durch einen Windstoß von unten und hinten zugleich, entstanden. — Nur diejenigen Frauen sind d'un certain genre, welche Casimir-Schawls und Spitzenschleyer haben, die übrigen gehören zu den espèces. — Die große parure ist sehr einfach. Keine Schminke, kein Puder, das Haar ein we-

nig verworren, ein Diadem von Brillanten, eine Tunica von Spitzen, kein Reifrock, kein Fischbein, nur Blumen. Von der ceremoniellen Hofkleidung habe ich schon oben geredet. Bei dem zweiten Consul sah ich einst, unter vielen sehr geputzten Damen, Madame Talleyrand, in einem schwarzsammtnen Oberrocke, der wie ein Reisekleid gemacht war, und auch auf dem Kopfe trug sie eine Art von Reisehut; mir kam es wenigstens so vor, und so viel ist gewiß, daß sie sich sehr von den übrigen auszeichnete.

Eine petite maitresse, sagt ein schalkhafter Journalist, braucht jährlich 365 Kopfzeuger, und eben so viele Paar Schuh, 600 Kleider und zwölf Hemden. Ihre Meublen müssen griechisch, römisch, etruscisch, türkisch, arabisch, chinesisch, persisch, egyptisch, englisch und gotisch (nur nicht französisch) seyn, und jährlich 50,000 Franken kosten; das Bett jedoch ausgenommen, welches allein 20,000 Franken wegnimmt. Logen im Schauspiel und Inseratgebühren für Journalartikel, erfordern einen Aufwand von 30,000 Franken, gute Werke nur von hundert.

Eine niedliche oder glänzende Equipage gehört, seitdem die Hemden in Mißkredit gekommen, unter die ersten Bedürfnisse. Carosse sagt man nicht mehr. Man hat des Morgens einen Carric, und Abends eine Diligence, welche letztere jetzt sehr niedrig sind. Man fährt spazieren in einem tape-cul, zum Schauspiel in einer Berline, zu öffentlichen Festen in einem char, zu den Gläubigern in einer demi-fortune, zu dem Manne in einer dormeuse, und zu dem Liebhaber en diligence. — Diejenigen Frauenzimmer, die das große Unglück haben, keine Equipage zu besitzen, gehen des Morgens im

Amazonenkleide spazieren, mit einer Art von Husarenmütze auf dem Kopfe, und geschnürten Halbstiefeln an den Füßen. Vor einiger Zeit war dabei Mode, ein Buch in der Hand zu tragen, als sey man gesonnen, sich irgendwo unter den Bäumen niederzulassen, und zu lesen. — Das Pelzwerk wird wieder hervorgesucht, sogar der Muff, welches denn mit der übrigen, dem Zephyr gewidmeten Kleidung, seltsam contrastirt.

Ridicüles sieht man gar nicht mehr, wodurch natürlich die Verlegenheit wegen des Schnupftuchs aufs neue sehr bemerklich wird. Eine Mutter fragte einst ihre Tochter: warum leidest du, daß der große dicke Mensch, der aussieht, wie ein Modell zu einem Glockenthurme, dich immer verfolgt? — „Mein Gott!" versetzte die Tochter, „ich muß mich doch ausschnauben." (Er trug nemlich ihr Schnupftuch).

Troß all dieser Modewuth giebt es dennoch ein Stadtviertel in Paris, wo man wenig oder nichts davon weiß, nemlich au marais. Da wohnen, wegen der größern Wohlfeilheit, die wenig-Bemittelten; da herrschen noch Einfachheit und Anstand in der Kleidung; da giebt es gute, sittsame Mädchen die Niemand heyrathet. Wer in seinem Wohlstande zurückkömmt, zieht au marais; aber — wessen Umstände sich verbessern, verläßt es auch bald wieder; besonders die jungen Leute, denen es viel zu steif und ehrbar da zugeht.

Die Schneiderkunst für Herren besteht jetzt darin, fünf oder sechs Säcke zusammen zu nähen, die man Westen und Hosen nennt. Ich erinnere mich wohl noch der Zeit, da man ein paar Gehülfen nöthig hatte, um sich in eine Hose hinein zu arbeiten, jetzt kann man sie an die Beine schleudern. Pantalons werden aber

wenig mehr getragen, und die Redingotte mit vielen Kragen den Bedienten überlassen. So gehören auch die Hüte mit weißen Federn nur für die Livree, die Feder auf dem Hute des Herrn muß schwarz seyn. Halbes Negligee, wie der Mode-Sklav im Schauspiel erscheint, ist ein runder holländischer Hut mit großen Rändern, Beinkleider von dürrblätterfarbigem Sammt oder panne (eine Art Zeug, das vormals nur Kesselflicker und Bergbauern trugen), Suwarow-Stiefeln mit gelben Klappen, der Rock schwer zuzuknöpfen, um den Wuchs zu bezeichnen, eine Menge Gilets, je mehr je besser. So sieht denn dieser hier einem Paillasso ähnlich, jener einem fiacre, dieser einem Jockey, jener einem Postillion, und so spiegeln sich (um mit Schlegel zu reden) die Herren in sich selbst.

Ueberhaupt theilen sich die Elegants jetzt in zwei Classen, die eine ist die oben beschriebene, die andere trägt schwarze Kleider, weiße seidene Strümpfe, Schuh mit Schnallen, Haarbeutel, Degen; die Eine herrscht des Morgens beim déjeuner à la fourchette, beim diner sans cérémonie, im bois de Boulogne, auf den Straßen, in den boudoirs. Die Andere bei den großen diners, Bällen, beim Thee, in den Sallons de Compagnie u. s. w.

Auch die Herren stoppeln ihre Moden aus allen Ländern und Welttheilen zusammen. Holländische Leinewand, preußische Hüte, russische Stiefeln, englische Gilets. An den Redingotten tragen sie Täschchen oben über der Brust, die den Namen Ridicüles usurpirt haben, weil sie, seit jene Beutel verbannt worden, die Schnupftücher und Lorgnetten der Damen darin aufbewahren. — Die Zöpfe werden

nicht mehr an die Haare gebunden, sondern an den Kragen des Kleides gesteckt; wenn nun der junge Herr sich zufällig einmal bückt, so entsteht eine Kluft zwischen Zopf und Haar. Eine Hauptbeschäftigung der jungen Leute beiderlei Geschlechts ist, ihre Haarbüschel immer wieder in die Höhe zu streichen, ungefähr wie die Katzen und Eichhörnchen sich mit der Pfote über den Kopf fahren. — So wenig Umstände nun auch eine solche Frisur zu machen scheint, so ist und bleibt der Friseur doch eine wichtige Person im Staate. Bekanntlich sind alle Friseurs jetzt Artisten. Vor ihren Werkstätten prangen eine Menge schöne Wachsbüsten, Griechen und Römer, die männlichen gleichen gewöhnlich Bonaparte. Ein solcher Artist, wenn er zum erstenmal erscheint, um einen Kopf zu arrangiren, betrachtet den Gegenstand von allen Seiten, bittet den Inhaber des Kopfes gen Himmel zu sehen, dann zur Erde, dann gradeaus; er läßt ihn gehen, tanzen, sich ausschnauben u. s. w. „Monsieur," sagt er dann, „es ist genug; ich „weiß jetzt, was Sie bedürfen, eine Mischung von Ti„tus, Caracalla und Alcibiades. Betrachten Sie „diese Büste, dies Tituslöckchen ist äußerst gütig, aber „es ist höchst wichtig es mit der rauhen Strenge „dieses Löckchens von Caracalla zu vereinigen; um je„doch das letztere wieder aufzuheitern, fügen wir ein ko„kettes Alcibiades-Löckchen hinzu. Mein Gott, Mon„sieur, was waren Sie, ehe ich herein trat; ein Bar„bar hat ihr Haar fürchterlich verstümmelt. Ihre „Farbe ist pâle foncé, glückliche Häßlichkeit! das ist gra„de die antike Couleur. Ihre Augen sind schwarz à „faire plaisir, ihre Haare schwarz, à faire horreur."

Genug. Ich schließe mit der allgemeinen Regel —

(ob sie aber in diesem Augenblicke noch gültig sey, weiß Gott). Wer in Paris für einen Elegant gelten will, muß frisirt seyn von Armand, berockt durch Catel, behos't durch Henry und beschuht durch Asthley. — Wem es aber grade nicht darum zu thun ist, unter solchen Leuten auf solche Weise zu glänzen, der kann auch in seiner täglichen oder mitgebrachten Kleidung gehen wohin er Lust hat; Niemand, von dem es die Mühe verlohnte ihn Jemand zu nennen, wird darauf Acht geben. Mit einer Uniform kommt man am besten durch. Fast Jedermann erscheint hier selbst in Civiluniform, die sehr verschieden und meistentheils geschmackvoll mit Gold und Silber gestickt ist. Die Uniform des National-Instituts zeichnet sich durch Geschmack und Einfachheit besonders aus, sie ist dunkelgrau, mit einer Guirlande von grünen Lorbeerzweigen gestickt.

---

3. Versuche zu Ehestiftungen.

Es vergeht in Paris selten eine Woche, in der nicht mehrere Herren, zuweilen auch Damen, durch die öffentlichen Blätter den Versuch machten, einen Gefährten des Lebens zu finden. Ob ein solcher Versuch oft oder selten gelinge, erfährt man freilich nicht; das erstere ist jedoch zu vermuthen, weil man sich sonst der Zeitungsblätter nicht so häufig dazu bedienen würde. — Vom eigentlichen Heyrathen ist wohl auch nicht immer die Rede, es ist meistenstheils zweideutig ausgedrückt. Ich führe einige Beispiele an, die für den Sittenbeobachter mehr als ein Interesse haben werden.

„Ein Junggeselle von 40 Jahren, in der Literatur „bewandert, ein aufgeweckter Gesellschafter, von sanf-

ten Sitten, aus einer guten Familie und ziem-
„lich wohlhabend, sucht ein Mädchen oder Wittwe oh-
„ne Kinder von 26 bis 34 Jahren, wohlerzogen,
„gefühlvoll (sensible) und auch nicht ohne Vermögen,
„à s'unir (um sich zu vereinigen) und glückliche
„Tage mit einander zu verleben.“ — Soll nun dieses
unir so viel als marier bedeuten oder nicht? — Das
weiß ich nicht. — Man bemerke doch auch, welcher
Werth bereits wieder darauf gelegt wird, von guter
Familie zu seyn.

„Ein Mann von 38 Jahren, sein eigner Herr,
„wohlhabend u. s. w. wünscht ein Frauenzimmer zu fin-
„den, das etwas Vermögen habe, und Gesellschaft
„mit ihm machen wolle (veuille faire société avec
„lui). — Das Wort Heyrathen ist abermals ver-
mieden.

„Ein sechzigjähriger gesunder Wittwer, ohne Kin-
„der, mit 1400 Franken jährlicher Einkünften, der seit
„10 Jahren ein artiges Quartier bei den Tuillerien be-
„wohnt, sucht eine Dame von schicklichem Alter (d'un
„age convenable), sanftem Charakter und einigem Ver-
„mögen um ihr Propositionen zu machen, die
„sie annehmlich finden könnte, oder um sich auch von ihr
„Propositionen machen zu lassen. Sein einziger Zweck
„ist gegenseitiges Glück.“ — Auch dieser alte Corydon
nimmt sich wohl in Acht, der Ehe zu erwähnen. Auch
er macht, wie die übrigen, es zur ausdrücklichen Be-
dingung, daß das Frauenzimmer nicht arm seyn müsse.
Uebrigens ist noch bemerkenswerth, daß er einen Werth
darauf setzt, seine Wohnung nahe bei den Tuillerien zu
haben. Für eine Französin ist das allerdings einladend.

„Eine junge Wittwe, interessant in jeder Rücksicht,

„sowohl den Charakter als auch ihre körperliche Gestalt „anlangt (intéressante sous tous les rapports, tant „pour le charactère que pour le physique) gut erzogen, „wünscht, weil sie ihr Vermögen eingebüßt hat, einer „einzelnen Person Gesellschaft zu leisten." — Daß unter dieser einzelnen Person ein Mann verstanden wird, ergiebt sich schon aus der Anpreisung der Gestalt, die bei Damen überflüssig, vielleicht gar nachtheilig gewesen wäre.

„Eine Demoiselle von 30 Jahren, von guter Ge„burt, mit 16,000 Franken und einem artigen Mobi„liar-Vermögen, wünscht sich rechtmäßig zu verbinden „(s'unir légitiment) mit einem Manne zwischen 30 und „45 Jahren, der gute Sitten, einen Platz in irgend einem „Büreau, oder statt dessen etwas Vermögen hat." — Hier will sich denn doch endlich einmal Jemand rechtmäßig verbinden. Da aber das Wort légitiment durchaus bei das Wort unir gesetzt werden mußte, um diese Rechtmäßigkeit anzudeuten, so folgt klar, daß alle übrige, die blos von unir ohne Beisatz sprachen, auch die Ehe nicht darunter verstanden haben. Uebrigens sieht man aus diesem Beispiel, wie weit ein Mädchen mit 16,000 Franken und einem artigen Mobiliar-Vermögen gebracht werden kann, wenn es 30 Jahre bekennt und folglich 40 alt ist.

„Ein Mann von 63 Jahren, gesund, Wittwer, „ohne Kinder u. s. w. sucht die Bekanntschaft einer Da„me (mit allen den Eigenschaften begabt, wie sie gewöhn„lich verlangt werden) um ihr vielleicht seine „Hand anzubieten, wenn er sie vorher einige Zeit „gekannt, und ihre beiderseitigen moralischen Eigen„schaften sie hoffen lassen, glücklich mit einander zu le-

„ben — oder, wenn sie das vorzieht, blos ihr In„teresse mit dem seinigen zu vereinigen, „ohne ein anderes Band als das der Freundschaft, „auf welche sie von seiner Seite rechnen kann.“

Einmal habe ich sogar gelesen, daß ein vormaliger Parlaments-Advocat für seinen reichen jungen Neffen auf diese Weise eine Frau suchte. Der wollte aber freilich schon höher hinaus. Sie sollte nicht weit über 18 Jahr, von guter Geburt, artig und liebenswürdig seyn, auch 25 bis 30,000 Franken baares Vermögen besitzen. Eine solche wurde ersucht, eine Zusammenkunft zu verstatten, um sich wechselseitig zu besehen und zu prüfen.

Fast mögte man aus diesen verschiedenen Beispielen, die ich ansehnlich vermehren könnte, folgern: daß die zweckdienlichsten Eigenschaften zum Heyrathen oder zum Vereinigen, bei den Parisern selten angetroffen werden, weil so viele sie außer dem Cirkel ihrer Bekannten suchen, die sich doch wohl Alle vorher in diesem Cirkel werden umgesehen haben. Mit den Bekannten mögen sie sich nicht einlassen, die noch Unbekannten malt ihnen die Phantasie mit tausend Reizen und Vorzügen, die wohl auch in der Nähe verschwinden werden. Freilich sind es meist Hagestolze, oder gar schon alte Leute, die solche Wege einschlagen.

Gern mögte ich dem Leser nun auch berichten, wie einige dieser Verbindungen ausgefallen, aber das lassen die Herren und Damen nicht in die Zeitungen setzen.

---

4. Lustmädchen und was dahin gehört.

Die schmiegsamen Jungfrauen sind nicht allein noch eben so häufig als vor der Revolution, son-

dern ihre Anzahl scheint sich noch sehr vermehrt zu haben. Zwar dürfen sie jetzt ihre Werke der Finsterniß nur bei Nacht treiben, und auch die leichtfertigen Bewohnerinnen des Palais royal haben nur, wenn es dunkel wird, die Erlaubniß, unter den Arcaden dieses einzigen Pallastes herumzuschwärmen, aber dann kommen sie auch um so häufiger aus ihren Löchern hervor, und tragen bei jeder Witterung ihre nackten Reize zur Schau. Es ist unbegreiflich, wie diese arme Dirnen nur 8 Tage lang gesund bleiben können. Sie haben durchaus nichts anders auf dem Leibe, als ein schneeweißes, sehr feines, dicht anliegendes Kleidchen, wahrscheinlich auch keine Hemden darunter, denn diese müßten sich wenigstens durch eine Falte verrathen, da die Mädchen sehr oft Reihenweis unter die hellerleuchteten Arcaden treten, und mit beiden Händen das feine Gewand um die Lenden nach hinten ziehen, damit von der Form gar nichts verlohren gehe. Rechnet man noch hinzu, daß ihre Kleider oben bis fast auf den Nabel, unten bis über die Waden aus- und abgeschnitten sind, so begreift man wahrlich nicht, wie sie es im December sechs Stunden lang aushalten mögen. — Zwar, unter den Arcaden haben sie doch noch einigen Schutz vor der üblen Witterung, gehen und stehen auch trocken; aber daraus scheinen sie sich nichts zu machen, sondern gern trotzen sie allen Unbequemlichkeiten auf offener Straße, wenn sie glauben, daß man da mit mehr Vortheil Netze auswerfen könne. Solch ein wildreiches Plätzchen muß wohl die Ecke der Straßen Vivienne und neuve des petits champs seyn, denn nie bin ich Abends aus dem Palais royal gekommen, ohne hier ein ganzes Häuflein versammelt zu finden, ja einmal, als ich mir die Mü-

ße nahm, sie zu zählen, waren ihrer nicht weniger als vierzehn auf dieser einzigen Stelle. Es fiel ein kleiner Staubregen, der Platz war sehr kothig, aber alles das vertrieb keine. Indessen glaube ich bemerkt zu haben, daß sie weniger zudringlich sind, als sie vor 13 Jahren waren. Nur wo es dunkel ist reden sie die Vorübergehenden an; wo eine Laterne brennt, stellen sie sich blos zur Schau. Von allen jenen vierzehn wagte nur eine einzige, sich einen Augenblick an meinen Arm zu hängen, und mich zu bitten, ich solle sie in meinen Pelz nehmen, weil sie sehr friere (welches ich ihr ohne Schwur glaubte) sie ließ aber auch gleich wieder los, als ich ihr ein ganz trocknes: non, Mademoiselle! antwortete. Das einzige, was sie sich in solchen Fällen etwa erlauben, ist der halbneckende Vorwurf: vous êtes cruel! Vor 13 Jahren hingegen waren sie oft fähig, bei dreien oder vieren einen Vorübergehenden zu umzingeln, und trotz seines ernstlichen Widerstrebens ihn mehrere Minuten aufzuhalten. Daher mogte es damals auch wohl erlaubt seyn, sie mit mehr Grobheit zurückzuweisen. Jetzt ist das anders. Ich wollte keinem rathen, diese Classe von Bürgerinnen unhöflich zu behandeln; sie rufen sogleich die Wache, und diese scheint angewiesen, sie möglichst zu beschützen; denn ich habe einmal in derselben obengenannten Straße einem solchen Vorfall beigewohnt, wo der junge Mensch, den dieses Schicksal traf, sehr heftig seine Unschuld betheuerte, aber von den Mädchen, die treulich zusammenhielten, überstimmt, und von der Polizeiwache fortgeführt wurde. Uebrigens habe ich unter vielen hundert Geschöpfen dieser Gattung kaum ein paar hübsche gesehen. Vor der Revolu-

tion gab es manche feine, Sittlichkeit lügende Gesichter darunter, jetzt sehen sie alle sogar frech und gemein aus.

Viele Mohrinnen pfuschen jetzt auch den Pariserinnen ins Handwerk, und schauen aus ihren weißen Kleidern wie Fliegen aus Milchtöpfen hervor. Doch wenn ich nicht irre, haben sie noch eine Spur von Sittsamkeit übrig behalten; sie stehen gleichsam verschämt da, indessen ihre weißen Schwestern plappernd und lachend vorüber rauschen. Vielleicht kommt das aber auch daher, daß sie selten Liebhaber ihrer schwarzen Reize finden.

Am meisten hat mich die große Jugend mancher dieser Unglücklichen empört; die älteste unter ihnen ist gewiß nicht älter als 18 Jahr, und die jüngste — o Gott! — Ich begegnete einst im Garten des Palais royal einem Mädchen von etwa 12 Jahren, es war in der Dämmerung, das artige Kind gieng mit niedergeschlagenen Augen, und es fiel mir gar nicht ein, sie zu jener Classe zu rechnen; aber eine ältliche corpulente Frau, die etwa 10 Schritt hinter ihr gieng, hielt mich an, zeigte mit dem Finger auf das Mädchen und sagte: voilà Monsieur, ma petite débutante. — Ich hatte Mühe, ihr nicht ins Gesicht zu spucken. Die etwas vornehmere Classe der schmiegsamen Jungfrauen erscheint auch noch jetzt, wie vormals, in den Logen des théatre montansier. Diese Logen werden gut von ihnen bezahlt, und zwar sind nicht etwa mehrere in einer Loge, sondern jede sitzt einzeln, und je nachdem sie die Logenschließerin reichlich oder karg besoldet, führt diese ihr fremde, wollusttrunkene Gimpel zu. Zwischen den Acten wandeln diejenigen, die für diesen Abend noch unversorgt sind, in einem schönen großen Saale um-

her, der foyer heißt, wo sie beschaut und bedungen werden. Als ich in Paris war, entstand eines Abends in diesem Saale ein Faustkampf zwischen zwei eifersüchtigen Schönen, der damit endete, daß beider ohnehin karge Bekleidung vollends Stückweise heruntergerissen wurde. Dieser Skandal, von dem ganz Paris einen ganzen Tag lang sprach, veranlaßte die Polizey, die Ausstellung der Waaren im foyer gänzlich zu verbieten, ein Verboth, welches natürlich nur einige Tage lang beobachtet wurde.

Die Lustmädchen wohnen größtentheils im Palais royal in den Entresols des ersten Stockwerks, wo sie am Tage an den offenen Fenstern stehen und laut singen, welches ihnen Niemand verwehrt. Das ist denn der wahre Syrenen-Gesang. Bekanntlich hat jeder Pallast eine unendliche Menge von Abtheilungen, deren eine mir besonders merkwürdig gewesen, weil der ganze Roman eines Liederlichen sich ohne allen Zeitverlust darin spielen läßt. Hoch oben nemlich, im dritten Stocke, ist ein Leihhaus, wo der Lüderliche gegen gutes Pfand den Beutel füllen kann. Von da steigt er eine Treppe tiefer, und findet ein Spielhaus, wo man ihm das Geld wieder abnimmt. Jetzt darf er nur eine halbe Treppe tiefer steigen, um seine Gesundheit bei einem Freudenmädchen los zu werden; wenn er von ihr geht, so erwartet ihn ein neuer Gefährte, die Verzweiflung, mit diesem begiebt er sich die Treppe vollends hinab in die parterre befindliche Bude, wo man Dolche, Pistolen und dergleichen verkauft; da kann er denn seinen letzten Heller anbringen, und sich ohne weitere Umstände vor den Kopf schießen. Man muß be-

kennen, daß einem Taugenichts das Leben und Sterben unmöglich bequemer gemacht werden kann.

Dagegen giebt es aber auch wieder eine große Menge Aerzte und Chirurgen in Paris, die den Verwüstungen des Wollustgiftes entgegen arbeiten, und mit wohlfeiler Menschenliebe den Leuten auf der Straße ihre Dienste anbieten. Man kann nie einen Fuß in das Palais royal setzen, ohne sogleich von allen Seiten kleine gedruckte Zettel in die Hand gesteckt zu erhalten. Die Weiber, welche dazu gedungen werden, besitzen eine so ganz eigene Geschicklichkeit darin, daß, wenn man auch die Hände gar nicht ausstreckt, man doch das Zettelchen plötzlich darin fühlt, ohne zu wissen wie es hinein gekommen, und die Geschwindigkeit dieser Frauen ist so bewundernswürdig, daß, wenn der erste noch die Finger krümmt, um das Papier zu fassen, schon drei andere indessen es wieder empfangen haben. Restaurateurs, Schneider, Schuster, kurz alles, was gern bekannt oder nicht gern vergessen seyn möchte, empfiehlt sich auf diese Weise. Aber man kann darauf wetten, daß unter zehn solchen gedruckten Anpreisungen immer neun den Gegenstand betreffen, von welchem ich hier rede.

Der eine hat ein Berathschlagungscabinet (Cabinet de consultations), rühmt seine Kenntnisse und seinen moralischen Charakter, sagt, er sey unfähig das Volk zu betrügen, und auf die Schlachtbank zu liefern, (d'en faire des victimes) verspricht das Uebel blos durch Pflanzen, ohne Tisane, und dennoch schneller als gewöhnlich zu heilen. Der Patron heißt Chauberge. — Ein anderer, Neuville, bietet seinen guten Rath gratis an, heilt die Lustseuche in 12 Tagen, und, wenn sie alt und eingewurzelt ist, in 20 bis 25 Tagen; seine Mittel

sind wohlfeil, leicht einzunehmen, und von geringem Umfang, (d'un petit volume) man kann sie heimlich gebrauchen, seine Geschäfte dabei versehen, auch reisen zu Wasser und zu Lande. Auch er bedient sich keiner Tisane, (gegen die, wie es scheint, die Pariser einen Widerwillen haben). — Ein Dritter, Lambon, giebt sich das Ansehen vor jenen Charlatans zu warnen; er bedient sich, wie er sagt, keiner zurücktreibenden Mittel (repercussifs), welche die Krankheit nur masquiren, und die schlimmsten Folgen hervorbringen; er hingegen befolgt bloß die Methode der berühmtesten Aerzte. — Ein Vierter, Guillemain, verspricht bloß die Kranken nach der Kunst zu behandeln, (traiter selon l'art) ohne sich auf das wie einzulassen. — Ein Fünfter, Martinon, fordert nicht eher Bezahlung, als nach völliger Genesung, und die Armen, die ein Zeugniß ihrer Armuth von der Municipalität mitbringen, behandelt er gratis. Er verspricht auch die Personen beiderlei Geschlechts zu heilen, ohne sie zu sehen, auf die blosse einfache Anzeige ihrer Krankheit. — Ein Sechster, Sigun, rühmt sich schon ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben zu haben; ein Siebenter, Claude, empfiehlt nebenbei seine schmelzende Kügelchen (pastilles fondantes), als sehr heilsam reinigend. — Ein Achter, Ducluzean, hat schon 25 Jahr sein Handwerk getrieben, und glückliche Curen ohne Zahl gemacht.

Ich mag dem Leser nicht durch noch mehrere Beispiele beweisen, daß, wenn in Paris ein Jüngling den Armen der Wollust mit halber Gesundheit entrinnt, schon an jeder Straßenecke ein After-Aesculap auf ihn lauert, um ihm auch die andere Hälfte zu rauben.

Um diesen wie jenen Fallstricken zu entweichen, will

ich hier allen Eltern, die ihre Söhne nach Paris schicken, allen Hofmeistern, die ihre Zöglinge dahin führen, einen sehr leicht ausführbaren Rath geben; man lasse nemlich die Jünglinge gleich am Tage nach ihrer Ankunft das physikalische und pathologische Kabinet des Professor Bertrand besuchen, welches gleichfalls im Palais royal, Nr. 23. neben dem Caffé de foi zu finden ist. Hier sind auf das lebendigste alle die schrecklichsten Folgen der Liederlichkeit in Wachs nachgebildet; mit einer Schauder erregenden Wahrheit ist alles dargestellt, und derjenige Jüngling, der, wenn er von dieser Schaubühne des höchsten und eckelhaftesten menschlichen Elendes hinweg, unter die Arcaden des Palais royal tritt, dennoch den Lockungen schnöder Wollust nicht zu widerstehen vermag, an dem war schon nichts mehr zu verderben, ehe er noch nach Paris kam. Jeder einzelne, von der Lustseuche ergriffene Theil des Körpers, und jede Gradation dieses höllischen Uebels ist kunstreich nachgebildet, und am Ende dieser Furiengallerie liegt in Lebensgröße ein Jüngling auf dem Todtenbette, aus dessen erloschenen Augen und verzerrten Zügen, Schmerz, Schaam, Reue und Verzweiflung sprechen. — Mich deucht, das Gouvernement sollte dem wackern Bertrand eine Stelle unter der Ehrenlegion anweisen. Ob der heilsame Eindruck, den seine trefflich ausgeführte Idee hervorbringt, bei Jünglingen lange dauern werde, das ist freilich eine andere Frage; denn das Laster herrscht über die Gegenwart, und die Tugend nur über die Zukunft, darum ist jenes mächtiger als diese; jenes giebt Genuß, diese nur Hoffnung; aber dennoch halte ich für unbezweifelt, daß ein Gang in dieses Kabinet gewiß schon manchen Jüngling vom Rande des

Abgrundes zurückgeschreckt hat. Das Local ist dabei so vortrefflich gewählt; zu beiden Seiten desselben wohnen Freudenmädchen. — Außer den erwähnten Gegenständen findet man darin auch noch sehr instructive Abbildungen vom ganzen Bau des menschlichen Körpers, Kinder vom ersten bis zum letzten Monat der Schwangerschaft, unzeitige Geburten, Hermaphroditen, Gebährerinnen, die Operation des Kaiserschnitts, Gewächse, Polypen, Hasenscharten, Pocken, Kuhpocken, Pest, Krebsschäden, allerlei Frauenzimmerkrankheiten, (wobei die Bemerkung geschrieben ist, daß man gewöhnlich die schwangern Frauen vielen Gefahren unterworfen glaube, daß aber die Mädchen und Wittwen oft mit weit schlimmern Uebeln kämpften, ohne daß man es ahne), die ganze innere Beschaffenheit des Menschen, der Kopf horizontal und perpendicular durchschnitten, Amputationen ꝛc. ꝛc. Kurz, es ist wohl unmöglich, für 30 Sous eine größere Menge von unterrichtenden Gegenständen zu betrachten. Nur muß ich auch bedauern, daß sehr zartnervige Personen es kaum aushalten werden.

Was ich jetzt noch hinzufügen werde, wird unglaublich scheinen, und ohne einen unverwerflichen Bürgen möchte ich es nicht wiederholen. Deutsche Aerzte nemlich, die ihren Aufenthalt in Paris wählen, sind anfangs viel zu bescheiden, sie bringen Schamhaftigkeit mit, wollen vor Eltern und Geschwistern nicht von häßlichen Krankheiten mit den jungen Leuten reden, hören aber bald mit Erstaunen, daß diese ganz frei davon sprechen, und die Schwestern dabei sitzen, sich wohl gar ins Gespräch mischen, und diesen oder jenen vergessenen Umstand nachholen. Die Frauenzimmer sollen ein sehr geübtes Auge darin haben, Jünglingen anzusehen, was ihnen fehlt. Einen solchen necken sie auch wohl, und sagen: il s'est brulé.

O heilige Schaam! Kapellen hast du noch hin und wieder in Paris, aber Tempel nicht.

Inhalt.

	Seite
Vorbericht . . .	2
Flüchtige Reisebemerkungen als Einleitung .	3
Die Straßen von Paris in vier Briefen an eine Dame geschildert. Erster, zweiter Brief .	47
Die Straßen von Paris. Dritter, vierter Brief	96
Ueber Madame Recamir . .	109
Das Museum der französischen Denkmäler .	118
Das Museum Napoleon . .	138
Pariser Gewohnheiten und Sitten. .	161

Ende des ersten Bändchen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804

Bd.: Erstes Bändchen

Berlin 1804

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 5349
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248736-7